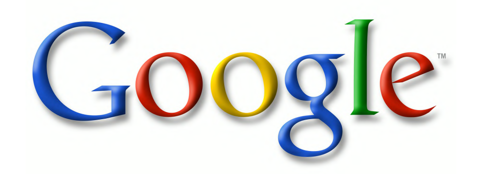
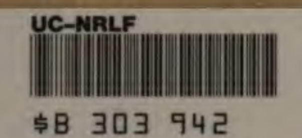




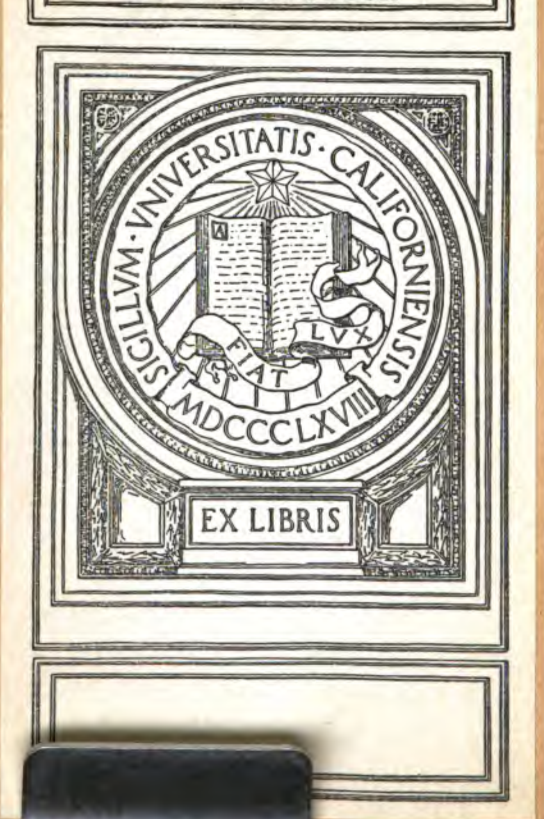
Waldrose.

Novelle

von

Agnes Kayser-Langerhannß.

Leipzig,
Verlag von Otto Aug. Schulz.
1867.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



May B. Treat.
Dresden-
1883.

Waldrose.

Novelle

von

Agnes Kayser-Langerhannß.

Leipzig,
Verlag von Otto Aug. Schulz.
1867.

Zieh nur hinaus, mein liebes Kind,
Damit die Welt Dich kennt,
Doch bitte, daß sie sanft und lind,
Stets Deinen Namen nennt,
Und wo voll Güte schlägt ein Herz,
Dem sprich von Liebe, Lust und Schmerz.

Amtsgeschäfte hatten mich längere Zeit der Art in Anspruch genommen, daß ich seit mehreren Wochen weder am Tage, noch Abends Mußestunden erübrigen konnte, welche Erholung nach den anstrengenden Arbeiten gewährten. Eine Mattigkeit, die mich oft überkam, achtete ich nicht und suchte sie durch Willenskraft zu überwinden. So saß ich auch an einem hellen Juni Mittag unter den Acten vergraben und hätte wohl kaum gewußt, daß es Sonntag sei, wenn nicht das Geläute der Glocken mein Ohr berührt und mich daran erinnert hätte. Unwillkührlich legte ich die Feder aus der Hand und lauschte den vollen Klängen. Es war still um mich her. Die Sonne, welche dem Hause schräg gegenüber stand, zitterte in goldenen Wellen durch die leichten Gardinen, ihre

Streiflichter belebten den einsamen Raum des Gemaches. Summende Fliegen trieben ihr Spiel. Ein Schmetterling, der sich verirrt hatte, flog in ängstlicher Hast an den Scheiben auf und nieder. Den kleinen Gefangenen zu entlassen, trat ich an das Fenster, und, indem ich es öffnete, begannen die Glocken von neuem ihr herrliches Geläute.

Ein köstlicher Duft, es war ja die schönste Blüthezeit des Jahres, drang in das Zimmer, es wurde mir gar seltsam zu Muthe, ich mußte rasch nach einem Stuhl greifen und mich darauf niederlassen. In halber Betäubung saß ich am offenen Fenster. Wie himmlische Accorde schwebten die Klänge um mich. Der würzige Hauch blühender Linden, welchen ein sanfter Wind, von den Anlagen vor den Thoren der Stadt, herüber trug, ließ eine mir höchst angenehme Müdigkeit mehr und mehr zunehmen, und jedenfalls wäre diese zum Einschlafen übergegangen, wäre nicht die Wirthin, welche zu meiner Bequemlichkeit die Beköstigung für mich übernommen hatte, mit dem Mittagsbrod eingetreten.

Sie konnte ihr Erstaunen, mich nicht bei den Acten zu finden, kaum verbergen. Plötzlich faßte sie mich näher in das Auge und rief:

„Aber, Herr Rechtsanwalt, wie sehen Sie denn

aus, so blaß und mager, das ist ja zum Erbarmen!"

Indem sie einen kleinen Spiegel von der Wand nahm, hielt sie denselben mir hin, und ich erschrak selbst vor dem Bilde, welches mir im hellen Sonnenschein daraus entgegen trat.

„Sie sitzen und arbeiten zu viel," fügte die gute, alte Frau hinzu, „hab's oft gesagt, Sie müssen hinaus in Gottes freie Schöpfung."

Meine Wirthin liebte die Natur sehr, ja, sie wurde bei Erwähnung derselben oft in eine gewisse Schwärmerei versetzt. Also fuhr sie fort.

„Sie undankbarer Mensch lassen den ganzen, prächtigen Sonnenschein, den der liebe Herrgott jedem Wesen bescheert, und die ganze Blüthenpracht vorüber ziehen, als gingen alle die Wunder Sie nichts an. Wozu haben Sie denn Aug' und Ohr? Sie wissen es selber nicht, aber der Frühling wird Ihnen Antwort geben. Hören Sie wie die Vögel drüben in des Nachbars Garten singen; das sind lauter Dankeslieder. Gehen Sie hinaus in Feld und Wald, jedes Blüthenauge lacht dem Frühling zu und nun vollends die Sonne! Sehen Sie nur, wie sie, die staubigen Acten nicht scheuend, zu Ihnen hereinscheint und Sie einladet, alle Pracht, die sie mit golde-

nem Schein überziehet, zu genießen. Bin eine alte Frau, und doch macht mich der Frühling immer wieder jung. Bei ihm gilt keine Ausnahme, er breitet seine Gaben Jedem hin, der zugreift, alt und jung, arm und reich. Drum, Herr Rechtsanwalt, eilen Sie hinaus, Sie werden erfrischt an Geist und Körper zurückkommen, dann geht es mit dem Arbeiten noch einmal so schnell." Während ihrer Rede hatte ich begonnen, das einfache aber wohlschmeckende Mahl zu verzehren.

„Sie haben Recht," erwiederte ich, „zu lange habe ich mich der frischen Luft entzogen, und wenn es auch nur kurze Ziele sind, die ich zum Wandern wähle, so denke ich doch, daß es mir gut thun soll; ich fühle mich wirklich angegriffen."

Die gute Frau war erfreut, daß ich einstimmte, eilte hinaus und brachte bald duftenden Kaffee. Sie meinte, vielleicht mit Recht, daß ich ihn nirgends so gut haben könne, als bei ihr. Es war eigentlich noch sehr zeitig, erst ein Uhr, allein sie wünschte Sonntags einen langen Nachmittag zu haben, und ich fügte mich diesem harmlosen Verlangen.

„Aber, wo wollen Sie hin," lautete nun ihre Frage, „Sie haben gewiß noch nicht daran gedacht; ich könnte so mancherlei vorschlagen. Da ist, zum Beispiel, der Er-

holungsgarten, dort treffen Sie die vornehme Welt im schönsten Putz, hören gute Musik und finden bekannte Herren, die Ihnen längst böse sind, weil Sie sich so ganz zurückziehen." Da ich nicht antwortete, fuhr sie fort: „Oder gehen Sie auf die alte Burg, dort können Sie sich freier bewegen, brauchen keinen Frack, und der Wirth sorgt stets für gutes, frisches Bier. — Auch dieser Vorschlag scheint Sie nicht zu locken; wie wäre es denn, wenn Sie mit dem Dampfwagen nach dem besuchten Badeorte Lindenheim führen?" Lächelnd fügte sie hinzu: „Sie könnten dort auch an der Bank Ihr Glück versuchen."

„Nein," erwiederte ich, „dort giebt es zu viel Menschen, zu viel Lärm, Eitelkeit und hohles Wesen. Was das Spiel betrifft, wissen Sie wohl, daß ich es nicht leiden mag. Mein Vater hatte, wie ich als Kind bemerkte, eine große Abneigung dagegen, er spielte nie, wenigstens so lange ich mich erinnern kann, und ich will es auch nicht, die Bank könnte mich eher von dem Orte wegtreiben."

„Ei, ei, Herr Rechtsanwalt, Sie scheinen sehr wählerisch zu sein."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, das Dienstmädchen trat ein und bestellte: „Einen schönen

Gruß von Frau Gutmann, diese ließ fragen, ob Frau Wenzel noch gesonnen wäre, mit ihr nach Steinberg zu fahren, sie habe so eben Nachricht von ihrem Manne erhalten, daß sie schon heute kommen solle, und gedenke in einer halben Stunde abzureisen."

„Heute, nein, das geht nicht an", antwortete die Angeredete, „ich habe schon eine andere Einladung angenommen; aber, Herr Rechtsanwalt, da fällt mir ein, daß Sie meinen Platz einnehmen könnten. Meine Verwandte hat Sie gern und liebt in Gesellschaft zu sein, sie fährt mit eigenen Pferden, das Wägelchen ist leicht und bequem."

Meine Einreden, daß Frau Gutmann meine Begleitung störend sein könne, wurden nicht angenommen, die innere Freude, diese Fahrt mit zu machen, verrieth sich wohl deutlich auf meinem Gesicht, und meine Wirthin beauftragte das Mädchen, selbst zu Frau Gutmann zu gehen und unsern Plan mitzutheilen.

„Hegen Sie keine Angst, diese zu belästigen," warf sie ein; „denn wenn Ihre Gesellschaft derselben nicht gefällt, so läßt sie es sagen; das ist noch eine Frau nach altem Schnitt, die nimmt kein Blatt vor den Mund."

Wir verabredeten, daß ich den nächsten Abend zurückkehren würde; eine Gelegenheit werde sich, da Jahrmarkt

in dem Waldstädtchen sei, schon finden. Eine kleine Tasche, welche ich umhängte, war bald mit dem Wenigen, was ich für die Nacht nöthig hatte, gefüllt, der Sommerrock wurde angezogen, ein Strohhut aufgestülpt, und ich wollte eben das Haus verlassen, um mich zeitig zur Abfahrt einzustellen, als der Wagen um die Ecke bog und vor der Thüre hielt.

„Das ist ja prächtig, daß Sie mitfahren," rief die Besitzerin desselben, „steigen Sie ein, wir wollen uns schon vertragen."

Frau Wenzel drohte mit dem Finger und meinte, „ich solle mich nicht entführen lassen." Der Kutscher trieb die Pferde an, sie griffen aus. „Viel Vergnügen!" scholl es uns nach und fortging es, die Straße dahin, über die Brücke zum Thore hinaus.

Da lag die freie, weite Ebene vor den Blicken! Ueberall leuchtendes Grün, Blüthen und Duft. Der das Thal theilende Fluß schillerte in glänzenden Streifen. Kähne, mit frohen Menschen besetzt, belebten das Bild. Frohe Menschen auf jedem Pfade, der Wiesen und Felder durchschnitt. Wie hatte ich nur so lange in dem engen Zimmer mich abschließen können, fern bleiben dem Jubelruf des Lenzes, der in jeder Brust ein heiteres Echo weckt.

Frau Gutmann freute sich über mein glückliches Aus-

sehen, sie meinte: „Die Leute würden denken, ich sei ihr Sohn und wir wären auf der Brautfahrt begriffen.“ Dabei lachte sie hell auf. Sie war eine kleine, kugelrunde Frau, in der Mitte der funfzig, mit einem gutmüthigen, schalkhaften Gesicht. Ich hatte sie zuweilen bei meiner Wirthin getroffen, wo wir öfter mit einander gescherzt hatten. Sie deutete nach dem fern auftauchenden Gebirge und bezeichnete mir die mittlere Gruppe, welche, etwas mehr hervor tretend, am Horizont erschien, als den Theil, welchem wir uns zuwendeten. Die Umrisse zeigten sich in malerisch geschwungenen Wellenlinien. Hier und da überragte ein stolzes Haupt die anderen Berge. Beim Anschauen der schönen Natur erzählte ich meiner Nachbarin, wie ich seit der Kindheit eine Sehnsucht nach dieser Gegend und besonders nach der Gebirgswelt in mir getragen habe, da mein Vater als junger Mann Jahre lang sich daselbst aufgehalten; zwar hätte er selten das Gespräch darauf gelenkt, aber wenn es geschehen, wäre der Ausdruck des Gesichts so eigenthümlich gewesen, hätte die Stimme so weich geklungen, daß das Verlangen, die von ihm erwähnten Orte kennen zu lernen, in mir erregt worden wäre.

Sie frug, „welchem Stande mein Vater angehört habe und ob er schon lange todt sei?“ Darauf theilte ich

ihr mit, daß er Officier gewesen und in der unserem gemeinschaftlichen Wohnort nächsten Garnisonstadt O. gestanden habe, aber schon vor der Verheirathung mit meiner Mutter um den Abschied eingekommen, dann längere Zeit auf Reisen gegangen sei und später im Herzogthum K. eine bürgerliche Stellung bekleidet habe, die ihm durch das besondere Wohlwollen des Fürsten zu Theil geworden wäre. In diesem Orte sei er auch mit meiner Mutter, die er schon vor den Reisen gekannt hätte, getraut worden. Eigentlich sei mir wenig von den Schicksalen meiner Eltern bekannt geworden, da beide starben, als ich noch im Knabenalter stand.

Der weichmüthigen, kinderlosen Frau traten die Thränen in die Augen, sie drückte mir die Hand und schien die Schwere meiner frühzeitigen Verwaisung mit zu empfinden. Ihre Theilnahme that mir, der keine Geschwister oder sonstige Angehörige besaß, wohl und ich fuhr fort: „Nach ihrem Tode, sie starben schnell hinter einander an einem in der Stadt herrschenden Nervenfieber, brachte mich ein Bekannter des Vaters, der zu meinem Vormund ernannt worden, in eine höhere Erziehungsanstalt. Als ich die Reife zur Universität erlangte, wählte ich, einem inneren Drange folgend, die Hochschule B., um daselbst zu studieren, und kam so in das

Land zurück, dem in der Jugend mein Vater seine Dienste geweiht hatte.

„Auf günstige Empfehlungen meiner Lehrer gelang es mir nach gut bestandener Prüfung in den Staatsdienst zu treten und durch Versetzung an den hiesigen Ort in die Nähe der Gegenden zu kommen, die mir aus meiner Kinderzeit so anziehend vorschwebten.“

Frau Gutmann wunderte sich, daß ich die Reise nicht eher unternommen habe, da meine Anstellung am Orte schon vor einem Jahre stattgefunden, und die Ausführung jener weder viel Zeit, noch große Kosten erfordere.

„Es geschieht oft,“ gab ich zur Antwort, „daß man etwas wünscht und daß im Wunsche selbst eine Art Zauber enthalten ist. Denn wenn das Verlangen soweit gediehen, daß wir nun der völligen Erreichung nahe gerückt und selbst das Letzte, Nöthige thun müssen, schieben wir die gesicherte Besitznahme weiter hinaus, ein dunkles Gefühl läßt uns so handeln. Es mag wohl eine Art Scheu sein, ob auch die gehegten Erwartungen erfüllt werden. Außerdem hielt mich noch ein Grund ab, den ich Ihnen nicht verbergen will. Das kleine Erbe, welches aus dem Vermögen der Mutter auf mich überging, der Vater hatte kein Vermögen, war durch die Kosten, welche meine Erziehung

verursachte, aufgezehrt worden. Bei größter Einschränkung reichte die Summe nicht vollständig bis zu der Zeit, wo ich selbst erwerben konnte. Mein Vormund hatte mir einige Vorschüsse gemacht, und meine erste Sorge war, dieselben zurückzuerstatten. Jetzt bin ich, Gott sei Dank, derartiger Verpflichtungen ledig und doppelt dankbar durch eine so liebe Führerin in das Land meiner Träume versetzt zu werden."

Wir plauderten noch längere Zeit, bis ich aus den zögernden Antworten meiner Nachbarin entnahm, daß die Wärme des Tages, wie die sanfte Bewegung des Fuhrwerks nicht verfehlten, Einfluß auf ihre Sinne zu üben. Deshalb verharrte ich im Schweigen und bemerkte bald, daß sie in einen ruhigen Schlaf versunken war.

Die Gegend begann nun eine andere Gestalt anzunehmen. Der Fluß war dem Auge durch sanft ansteigende Hügelketten verborgen, die als kleine Ausläufer der entfernteren Waldgebirge den Fuß bis vor in das flache Land schoben und so die Herrschaft der mächtigen Höhenzüge vorbereiteten, die sich in wachsenden Verhältnissen vor mir ausbreiteten.

Freundliche Dörfer, halb versteckt zwischen dichten Baumgruppen, zeigten sich hier und da. Klare Bäche, auf deren Grund jeder Kiesel hell und klar schimmerte, erinner-

ten mich daran, daß mein Vater öfter der schmackhaften Forellen erwähnte, welche in den frischen Gebirgsbächen gefangen und zu leckerem Mahl bereitet worden waren. Freilich mußte das noch tiefer hinein gewesen sein, wo der Wald Schatten und Kühle spendete, denn hier legte die Sonne alle Geheimnisse der Gewässer zu sehr an den Tag.

Die Straße, welche bis dahin glatt auf der Ebene fortführte, fing an allmählig zu steigen. Der schnelle Lauf der Pferde verwandelte sich in mäßigen Schritt. Hochstämmige Buchen bedeckten theilweise zur Seite die Hügel. Je höher wir gelangten, um so mehr traten die Bäume zusammen, dichte Waldpartien thaten sich auf. Meine Nachbarin erwachte zuweilen, machte kurze Bemerkungen und schlief wieder ein. Mir war die geistige Einsamkeit, in der ich mich befand, willkommen. Wie lange hatte ich sie nicht genossen, immer stürmten trockene Geschäfte, dic abgewickelt werden mußten, auf mich ein. Der Kutscher, der etwas an Schwerhörigkeit litt, mußte wegen dieses Gebrechens alle Aufmerksamkeit dem, was um ihn vorging, widmen, und hielt deshalb das Schweigen fest, sodaß ich meinen Empfindungen ungestört nachhängen konnte.

Der Pfad senkte und hob sich, als wir den Kamm des Hügels erreicht hatten, fuhren wir ein in die schattige,

duftige Dämmerung des Waldes. Der Kutscher schonte die Rosse, an denen sein Herz zu hängen schien. Durch die langsame Fahrt erwuchs mir der größte Genuß.

Wer vermag die Schönheit eines Waldgebirges unseres gesegneten Vaterlandes zu schildern?

Der holde Reiz nahm mich gefangen, ich gab mich demselben ganz hin und kehrte erst wieder zur Wirklichkeit zurück, als der Pfad steiler denn jemals zuvor sich emporzog.

Meine Nachbarin wachte auf, rieb sich die Augen und sagte: „Das ist ja wohl der Knappenberg, da haben wir nicht mehr weit nach Steinberg. Habe ich denn so lange geschlafen? Verzeihen Sie, Herr Rechtsanwalt Wöhler, so heißen Sie ja wohl?“ Ich bejahte. „Allein,“ fuhr sie fort, „ich habe in der Wirthschaft am Morgen viel zu thun gehabt. Die Zeit ist Ihnen doch nicht lang geworden?“

„Nein,“ erwiederte ich, „Sie haben mit geschlossenen Augen geschlafen und ich mit offenen Augen geträumt von all den holden Wundern umher.“ Frau Gutmann lächelte und meinte, ich würde noch mehr sehen, das sei erst der Anfang. Nicht weit von Steinberg entfernt läge die Hexenburg und der Zackenfall, die könnte ich noch heute aufsuchen. Gegen sechs Uhr würden wir in Steinberg eintreffen, dort sei Markt, und wenn ich mir aus

Volksgewühl und Sehenswürdigkeiten, wie sie bei dergleichen Festlichkeiten ausgestellt würden, nichts mache, so möchte ich mich, von einem Führer begleitet, den sie mir zuweisen wolle, gleich nach der Ankunft auf die Wanderung begeben.

„Es ist ja nicht allein jetzt die Zeit der längsten Tage,“ fügte sie hinzu, „wir haben noch Mondschein, da können Sie herumschweifen, so lange Sie Lust haben.“ Vergessen Sie nicht von dem Manne, der jede Spalte, jeden Winkel kennt, sich den Ort, der den meisten Fremden entgeht, „Waldrose“ genannt, zeigen zu lassen; er befindet sich beim Zackenfall. Es hat sich an der Stelle vor Jahren eine unglückliche Begebenheit zugetragen und zum Andenken an dieses Ereigniß sind zwischen Felsen Rosen gepflanzt, die prächtig gedeihen.“

Frau Gutmann schwieg; sie glaubte wahrscheinlich, daß ich sie nun im Schlafen ablöse, denn ich hatte allerdings bei ihren Worten die Augen geschlossen. Es war mir, als könne ich durch Absondern von der Außenwelt die Erinnerungen klarer sammeln, die plötzlich in meiner Seele auftauchten.

In ferner Kindheit hatte ich die Worte Hexenburg, Zackenfall, Waldrose gehört, und zwar mußte es unter Umständen geschehen sein, die mir Schrecken einflößten.

Bei dem Gedenken daran schienen die damals hervorgerufenen Empfindungen sich zu erneuern. Wo und wann waren jene Namen an mein Ohr gedrungen, welcher Mund hatte sie gesprochen? — Ja, damals war es, als mein Vater todtkrank darnieder lag und meine Mutter ihn pflegte, die Nächte bei ihm wachte, bis sie selbst erlag. Auf mich wurde in jener Zeit keine Rücksicht genommen, ich konnte thun und lassen, was ich wollte. Die Mutter hatte mich auf eine Stube im oberen Stock und auf den Garten verwiesen, — es war gerade in den Ernteferien. Zu dem Vater durfte ich nicht, sie wollte mich vor Ansteckung bewahren.

Eines Abends, es war später als ich gewöhnlich zu Bett zu gehen pflegte, saß ich im Garten. Es war still um mich her. In den gegenüber liegenden Nachbarhäusern lag alles im Schlafe, nirgends war ein Licht zu schauen, als oben zwischen den Weinblättern, die das Fenster der Krankenstube umrahmten. Ich fühlte mich so einsam, so verlassen, — niemand war da, mit dem ich sprechen konnte. Kein Bruder, keine Schwester hatte meine kleinen Erlebnisse, die mir so wichtig schienen, getheilt. Der Vater war fast immer schweigsam und ernst, die Mutter zärtlich gegen mich, aber stets kränklich. Niemals war mir der Wunsch, mein Herz irgend einem ver-

wandten Gemüthe zu offenbaren, so nahe getreten. Zum ersten Male kam mir der Gedanke, daß der Vater sterben, die Mutter auch noch erkranken und ihm folgen könne — es waren schon in einigen Familien mehrere Glieder von der Krankheit hingerafft worden — dann hatte ich keine Seele mehr, die sich liebend meiner annahm. Ein Thränenstrom erleichterte meine Brust, aber ich war nun auch fest entschlossen, das lange gehaltene Verbot, die Krankenstube nicht zu betreten, durch unabläßige Bitten, sobald ich meine Mutter erblickte, aufheben zu lassen.

Es schlug elf Uhr. Ich stand auf, schlich mich leise durch die Hinterthür in das Haus, verschloß sie vorsichtig und stieg auf den Fußspitzen die Treppe hinauf. Da die Nacht sehr warm war und die Mutter alles im Hause schlafend glaubte, hatte sie nicht allein die Thüre nach einem Vorzimmer neben des Vaters Stube geöffnet, sondern auch die Thür des Vorzimmers, welche auf den Vorsaal führte. Unmöglich konnte ich dem Verlangen, meinen Vater zu sehen, widerstehen. Ich brauchte ja nur durch die offne Thür zu lauschen und mich dann schleunig zu entfernen. Dabei war nichts zu fürchten. Ehe ich den Gedanken vollendete, war ich schon an der verhängnißvollen Thür. — Aber welcher Anblick bot sich dar! —

Das Bett befand sich in dem tiefen, matt erleuchteten

Zimmer unten quer vor. Meine Mutter stand, mir den Rücken kehrend, daneben und rang wie in unsäglichen Schmerzen die Hände. Der Kranke schien irre zu reden, zuweilen richtete er sich auf, starrte nach einer Stelle und rief in verzweiflungsvollem Tone: „Halt auf, sie fällt, Waldrose, Waldrose! Nein! Nicht die Hexenburg, fort, fort, das ist der Zackenfall, erbarme dich Gott!“ Darauf sank er erschöpft in die Kissen.

Nach einer kleinen Pause sagte er leise: „gebt mir das Bild.“ Meine Mutter nahm einen Gegenstand von dem nahen Tisch, ich sah nur die Kehrseite, sie legte ihn in seine Hände. Er betrachtete denselben und wurde offenbar ruhiger. Sie setzte sich auf einen neben dem Bett stehenden Stuhl und da ich besorgte, sie möchte mich bemerken, schritt ich geräuschlos, wie ich gekommen war, wieder hinweg.

Stundenlang lag ich auf meinem Lager ohne einzuschlafen. Die Worte Hexenburg, Zackenfall und Waldrose schlugen immer wieder an mein Ohr. Die starren Augen des Vaters blickten mich an, die Mutter stand händeringend vor mir. Als endlich der Schlaf siegte, hatte ich schreckliche Träume und aus diesen wurde ich durch unsere alte Dienerin geweckt, die mir unter Schluchzen mittheilte, daß der Vater gegen Morgen in ein besseres Leben hin-

übergeschlummert wäre. Die Mutter, welche trotz ihrer zarten Gesundheit meinem Vater die aufopferndste Pflege gewidmet hatte, sah dadurch ihre Kräfte völlig erschöpft, sie mußte sich auf ihr Zimmer begeben und war nicht fähig mich zu sprechen.

Mein Jammer war groß! Was ich den Abend zuvor gefürchtet, war zur Hälfte eingetroffen — der Vater todt, ich flehte zu Gott, daß er mir die Mutter erhalte! Unsere Dienerin suchte mich zu trösten. Sie mußte Geschäftsgänge besorgen und drang in mich, ruhiger zu werden. Sie meinte endlich, sie hätte mich für verständiger gehalten, ich müsse ja nun Stütze und Trost der Mutter werden, solle mich als ein Mann betragen. Lieber Gott! ich zählte elf Jahre, und doch bewirkte diese Rede Wunder. Schnell trocknete ich die rinnenden Thränen, richtete mich auf, versprach während ihrer Abwesenheit das Haus zu hüten, und erbot mich, jeden Auftrag auszuführen, der mir anvertraut würde.

Sie ging. Ich war wieder allein, meinem Kummer überlassen. Einmal mußte ich meinen Vater noch sehen, es war ja das letzte Mal! Wieder rannen die Thränen, es sah ja Niemand, daß der Mann weinte! Zu dieser Zeit wurde es mir noch gestattet, später nicht mehr. Mit Herzklopfen, zitternd am ganzen Körper, halb von

Sehnsucht, halb von Grauen erfüllt, trat ich in das Gemach. Die Fenster waren geöffnet, der volle Strahl der Morgensonne drang herein, und als ich meine Augen zögernd nun hinwandte zur Lagerstätte des geliebten Todten — da lag er so still und friedlich, als schlummerte er den sanftesten Schlaf. Jede unheimliche Empfindung wich von mir, ich ging näher, sah immer und immer hin, um die theuren Züge dem Gedächtniß einzuprägen. Meine Blicke fielen zufällig auf die dem Antlitz des Verklärten gegenüber sich befindende Wand. Ein Bild, welches ich bis dahin nie bemerkt hatte, hing daselbst. Jedenfalls war es dasselbe, nach dem der Vater in der verflossenen Nacht verlangte. Mit eingelegten goldenen Buchstaben stand auf dem schwarzen Rahmen, der es umgab: „Waldrose!“

Noch jetzt steht die wunderbare Schönheit der weiblichen Gestalt, die es darstellte, vor meinem geistigen Auge, obgleich ich keine eingehende Beschreibung derselben zu liefern vermöchte. Nicht die Einzelnheiten, die Schönheit der Formen, sondern eine unbeschreibliche Anmuth machten es so anziehend. Freilich waren auch die Formen schön. Das junge Weib, welches das Bild vorstellte, trat hervor aus dichtem, dunkelm Walde auf einen grünen Platz, in der Hand einen Strauß rother Rosen haltend.

Kaum hatte ich hingeblickt, als das Geräusch der sich öffnenden und wieder zufallenden Hausthüre mich mahnte, daß ich mich entfernen müsse. Mit möglichster Eile erreichte ich mein Zimmer. Die Dienerin hielt sich im Erdgeschoß, wo die Küche sich befand, noch kurze Zeit auf und meine Kühnheit blieb auf diese Weise verborgen.

Gewiß hätte ich später meiner Mutter alles entdeckt, allein die kommenden Tage war sie so niedergeschlagen, so theilnahmlos, daß ich ihre Liebe außerordentlich vermißte.

Sie ordnete alles zum Begräbnisse Nöthige an. Nur der Geistliche und der Freund des Vaters, der später mein Vormund wurde, wie der Arzt, der den Verstorbenen während der Krankheit behandelte, gingen ein und aus und verweilten öfter längere Zeit bei ihr. So lange die Unterredungen dauerten, wurde ich hinausgeschickt.

Das Begräbniß mit allen traurigen Umständen war vorüber. Ich kehrte, tief erschüttert, vom Kirchhofe zurück. Die Mutter empfing mich weinend, blieb aber den Tag über fast ganz schweigsam, sie stützte den Kopf in die Hand und seufzte zuweilen tief auf. Die drückende Stille war mir peinlich. Ich ging in den Garten und wollte lesen, um mich zu zerstreuen. Es gelang nicht.

Endlich suchte ich das Krankenzimmer auf. Das Bild, welches einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, hing jedenfalls noch an demselben Ort und ich konnte es nun mit Muße betrachten. Meine Erwartungen wurden betrogen! Fenster und Thüren standen offen. Trotzdem drang ein häßlicher Geruch mir entgegen, da wahrscheinlich kurz zuvor Luft reinigende Räucherungen vorgenommen worden waren. Das Bild war verschwunden. Gegen Abend klagte meine Mutter über Kopfweh und Schwere in allen Gliedern und legte sich früh zu Bette. Als ich ihr „gute Nacht" wünschte, streichelte sie meine Wangen und sagte leise: „Armes, armes Kind!"

Am nächsten Morgen stand sie nicht auf, weil sie unwohler geworden war. Ich schlich in ihr Schlafgemach und setzte mich an ihr Bett. Sie bemerkte es nicht. Der Arzt kam, schüttelte bedenklich den Kopf, als das Mädchen ihm Bericht erstattete und sagte beim Fortgehen zu mir mit weicher Stimme: „Du armes Kind!"

Marie, so hieß unsere Dienerin, schickte mich in die Apotheke, um Medizin zu holen. Dann mußte ich einen flachen Kasten auf die Post tragen. Auf meine Frage, was darin befindlich sei? antwortete sie: „ein Bild." Die Aufschrift war an einen mir nicht bekannten Prediger in einem gleichfalls unbekannten Ort gerichtet. Gewiß

war der Inhalt des Kastens das Bild, welches ich auf so eigenthümliche Weise und unter so traurigen Verhältnissen zuerst erblickt hatte.

Als ich zurückkehrte, mußte ich sogleich zu dem Arzt eilen, da die Mutter kränker geworden war. Derselbe verweilte lange Zeit bei ihr und befahl den Freund des Vaters zu rufen. Dieser erschien bald. Sie besprachen sich in einem andern Zimmer, worauf der Arzt sich verabschiedete. Der Freund blieb zurück. Er zog mich liebevoll an sich, küßte mich und sagte leise: „armes Kind“! Zum dritten Mal hörte ich den mich erschütternden Ausspruch. Meine Thränen stürzten unaufhaltsam hervor. Ich wußte nun, daß meine Mutter starb. Keine Einrede vermochte mich die kurze Zeit, die sie mir vielleicht noch angehörte, an einem anderen Orte, als nahe ihrem Lager zuzubringen.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang war sie nicht mehr. Die Wochen dauernde Pflege, welche die Mutter vor ihrer Erkrankung dem Vater widmete, hatte, als auch über sie das Leiden kam, den zarten Körper schon zu sehr erschöpft. Sie erlag schnell.

Einsam, verwaist stand ich da, ohne Eltern, ohne irgend einen näheren Verwandten in der Welt. Meine Eltern hatten keine Geschwister, auch war mir nie von andern Angehörigen etwas zu Ohren gekommen.

Der Freund des Vaters führte mich fast gewaltsam nach seiner Wohnung. Er war nicht verheirathet, eine ältere Schwester besorgte seinen Haushalt. Diese, ergriffen von meinem Schicksal, war ungemein freundlich und gütig. Sie schlug die rechten Saiten an, um ein Kinderherz aus der unbeschreiblichen Verzweiflung, die über dasselbe gekommen war, zu sanfteren Empfindungen zu erwecken. Als ich den ersten Abend im Bette lag, erschien mein Unglück von neuem in erschreckender Gestalt. Ich konnte den lieben Gott im Himmel, den die Mutter mir stets gütig und erbarmend dargestellt, nicht begreifen! — Warum hatte er mir Alles genommen? Später war ich dennoch eingeschlafen. Die folgenden Tage brachten alle Trübsale des harten Geschickes, gemildert durch die Liebe der guten Menschen, die sich meiner hülflosen Lage annahmen, über mich.

Wie alles vergeht, anderen Verhältnissen ihr Recht geschieht und die Zeit mit jeder schwindenden Stunde etwas von den Farben, welche die Gegenwart trägt, bleicht, so wurde auch mein Schmerz nach und nach durch von außen kommende, heitere Eindrücke erträglicher.

Die Ferien gingen zu Ende. Die Schule nahm mich in Anspruch und während der Freistunden wurden mir angemessene Zerstreuungen gewährt.

Da mein Vormund häufig verreisen mußte, die Schwester aber gewohnt war, in Besorgung des kleinen Hauswesens ihre Thätigkeit aufgehen zu lassen, so fand es ersterer nach Ablauf des vierteljährigen Aufenthaltes bei ihm für mich besser, wenn ich einer Erziehungsanstalt übergeben würde. Daß dieses geschehen war, daß ich von dort zur Universität und später zu meiner jetzigen Stellung überging, habe ich schon früher erwähnt.

Das eben Erzählte glitt natürlich schneller, als ich es hier mittheile, an meinem Gedächtniß vorüber. Es genügten Minuten dazu. Ich schilderte es ausführlicher, um dem Leser eine kurze Uebersicht meiner Vergangenheit zu geben.

Der Gedanke, daß meines Vaters Schicksal mit dem unglücklichen Ereigniß, welches beim Zackenfall stattgefunden, in Verbindung gestanden habe, kam mir unwillkürlich in den Sinn und um darüber Gewißheit zu erlangen, wandte ich mich zu meiner Nachbarin mit der Frage, ob ihr bekannt geworden, was einst an jener Stelle, welche sie Waldrose nannte, vorgefallen sei? Sie verneinte es und meinte die Begebenheit habe sich schon viele Jahre früher zugetragen, ehe sie in die hiesige Gegend sich verheirathet hätte, sie sei auch eine Feindin alles Schrecklichen und habe deshalb sich nicht näher da-

nach erkundigt. Allerdings sei ihr bekannt, daß ein junges, schönes Weib dort auf traurige Weise um das Leben gekommen wäre. Frau Gutmann hatte die Felsen nur einmal gesehen, da ihre Wohlbeleibtheit bei längeren Wegen, besonders wenn es dabei nothwendig war zu steigen, ein bedeutendes Hemmniß abgab. Schon der Gedanke an dergleichen Strapatzen schien sie zu erhitzen und Schweißtropfen auf die Stirne zu rufen.

Sie kam auf Steinberg und dessen herrliche Lage zurück, die es gar nicht erfordere, bei den Besuchen daselbst sich weiter umzusehen, da die wechselnden Aussichten, welche man von verschiedenen Seiten des Bergrückens, auf dem die Stadt sich erhebe, gewinne, genügten, um sich an der Natur zu ergötzen. Sie erzählte mir noch dieses und jenes über die Stadt, die Einwohner, ihre Gewerbthätigkeit und was sich sonst über derartige kleine Gebirgsstädte mittheilen läßt.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich die nun völlig sich entfaltende Unterhaltungsgabe der wohlmeinenden Frau nicht gehörig zu würdigen verstand, denn ich ertappte mich zuweilen auf völlig unpassenden Antworten, wie die Weiterführung ihrer Rede mir bewies. Sie schien meine Zerstreutheit weniger zu bemerken und war so durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Ausein-

anderſetzungen, daß ihr kein Argwohn über Theilnahmloſigkeit von meiner Seite aufſtieg.

Mich beſchäftigte fort und fort das Räthſel, welches mir ſo unerwartet entgegentrat und das ſeinen Anfang in längſt verſchwundene Zeiten zurückverſetzte. Würde es mir wohl gelingen ſeine Löſung zu finden? Alle Schönheit der Natur war nun meinen Augen entſchwunden, eine fieberhafte Spannung bemächtigte ſich meiner Seele.

Endlich, endlich war das Ziel erreicht. Hoch oben vom Gipfel des Berges glänzte das freundliche Städtchen mit dem ſpitzen Kirchthurm im Sonnenlicht. Die Pferde, welche nur einmal unterwegs eine halbe Stunde geruht, keuchten. Der Pfad führte ziemlich ſteil aufwärts. Um den armen Thieren die Laſt etwas zu erleichtern, ſtieg der Kutſcher vom Bock und ich aus dem Wagen, indem ich meiner Geſellſchafterin verſprach, in dem von ihr bezeichneten Gaſthaus, wo auch ich die Nacht zu bleiben gedachte, wieder mit ihr zuſammen zu treffen.

Neben dem Fahrweg zog ſich, hinführend in den Schatten der alten Buchen, ein Fußweg, den ich nun betrat. Wenn ich auch jetzt nicht auf das heimliche und doch ſo rege Walten der Natur, das hier ſeine Stätte aufgeſchlagen, achtete, ſo übte der wunderbare, eigenthümliche Zauber, in dem ein ſo abgeſchloſſenes Stück

Waldland sich kleidet, dennoch seine wohlthuende Wirkung auf mein Gemüth. Wenn die weiche, balsamische, zugleich frische Waldesluft uns entgegenströmt, die erschallenden Töne des Lebens rein und klar und in voller Berechtigung an unser Ohr schlagen: da ist es, als wären wir auf eine Insel versetzt, die uns schützt vor den drohenden Wogen des sturmbewegten Meeres. Wenn der Mensch dem Menschen begegnet, kann jeden Augenblick das Gemüth in Leidenschaft und Unruhe versetzt werden. Es begegnen sich die auf- und abwogenden Gefühle und Neigungen. Der ruhende Funke, von dem Zündfeuer der Rede entfacht, geräth in Brand und wer weiß, wie weit er um sich greift? Hatte doch die gutherzige Frau an meiner Seite, ihr unbewußt, eine Flamme in mir entzündet, die bereits mein ganzes Denken und Empfinden gefangen nahm. Von ihr getrennt, getrennt von der breiten Lichtung, durch welche der Wagen sich aufwärts bewegte, die mit ihrer vollen Tageshelle der äußeren Welt, der Marktstraße des Verkehrs angewiesen war, drang der lindernde Balsam des göttlichen Athems, der die Welt, ganz besonders aber den Wald, durchweht und belebt, auf mich ein. Die heiße Sehnsucht nach Lösung der brennenden Fragen wurde geschwächt. Zuweilen stand mein Fuß still,

die grübelnden Gedanken standen gleichfalls still, es kam eine weiche Stimmung über mich. Dann schritt ich wieder schneller vorwärts, ich wollte ja das Städtchen bald erreichen, und dann nach den verhängnißvollen Orten eilen! —

Wie allein ging ich meine Straße! Kein Mensch begegnete mir. Es war mir lieb. Aber eben so allein ging ich schon lange, lange auf der Straße des Lebens! — Doch nein! Hier war ich nicht allein. Dort auf dem bemoosten Riesenstamme, den ein Sturm oder Blitz zu Boden gestreckt, der in seinem Falle manchen jungen, aufstrebenden Baum knickte, saß eine Gestalt, — aber was für eine Gestalt? — Alt, gebrochen, zusammengekauert, unbeweglich bei meinem Näherkommen, wie Eins mit dem hingestreckten Stamme. Das Haupt war auf die Hand niedergebeugt, ein starker, auf die Erde gestemmter Stock stützte dieselbe, den Kopf bedeckte ein verwitterter, dreieckiger Hut und schützte ihn gegen die Unbill der Witterung. Ein langer, dunkelgrauer Rock mit Hornknöpfen, viel zu weit für den abgemagerten Körper, Lederschuhe, mit gleichfalls grauen Gamaschen, vollendeten den Anzug der auffallenden Erscheinung.

„Grüß Gott Alter! Ist's noch weit nach Steinberg,“ begann ich, um ein, wenn auch nur kurzes Gespräch

anzuknüpfen. Ohne den Blick oder Kopf zu erheben, erwiederte er:

„Die Länge des Weges richtet sich nach dem Alter der Füße und der Kraft Eurer Lungen.“

Es lag in seinem Tone etwas, als sei die Störung ihm unangenehm. Um so mehr empfand ich Neigung den Verkehr fortzusetzen.

„Ihr seid hier in der Nähe zu Hause?“ frug ich ihn. Keine Antwort. „Erwartet ihr Jemand?“ Wieder Schweigen. Nun war meine Neugierde abgekühlt. Der Mann schien mir ein einfältiger Narr zu sein, ich kehrte ihm daher den Rücken, ohne ein Abschiedswort zu sagen.

Er rief mir nach: „Lebt wohl Herr! Laßt den alten Franz allein!“

Mich nach ihm umkehrend, erblickte ich ihn regungslos wie zuvor in derselben Stellung, als sei er in tiefes Nachdenken versunken.

Rüstig schritt ich aufwärts. Aber als nach einer halben Stunde Steigens das Ziel, das heißt die Kirchthurmsspitze Steinbergs, noch eben so hoch über mir in der Luft zu schweben schien, als ob ich den Weg erst begonnen hätte, war ich erfreut, eine freie Lichtung zu erblicken, in deren Mitte ein Tisch von Stein, umgeben von Moosbänken, welche zum Sitzen einluden,

sich befand. Merkwürdigerweise waren hier mitten im Walde Rosenstöcke gepflanzt, und wie es schien mit Sorgfalt gepflegt worden. Sie bildeten gewissermaßen die Umzäunung des stillen Platzes.

Müde und doch aufgeregt setzte ich mich nieder. Mein Fuß stieß an einen Gegenstand. Ich achtete nicht darauf. Da jedoch die Ruhe mir nicht wohlthat, mein Geist zu eifrig vorwärts strebte, stand ich nach einigen Minuten wieder auf, um weiter zu gehen. Abermals berührte mein Fuß das nachgebende Etwas. Ich bückte mich, es war eine in Papier gewickelte Brieftasche. Nach Entfernung des Umschlages zeigte sie sich in braunen Saffian gebunden. Wahrscheinlich hatte ein müder Wanderer, der vor mir hier gesessen, dieselbe verloren, vielleicht vermißte er sie bald, und konnte mir deshalb entgegen kommen.

Ob sie Werthsachen enthielt, oder nur für den Besitzer Werth hatte? Jedenfalls glaubte ich mich befugt, einen flüchtigen Blick hineinwerfen zu dürfen. Ich öffnete sie. Das Aeußere der innen befindlichen Taschen war kunstvoll gestickt, die erste zeigte einen Eichenzweig von Rosen durchwebt. Ich schlug die zweite auf und wurde durch die mit goldenen Fäden, welche nur noch im matten Schein glänzten, auf grünen Atlas

hervortretenden Worte: „Andenken an Waldrose,“ überrascht. In der rechten Ecke war ganz klein, kaum erkennbar, der 10. Juni 18 . ., also fünf und dreissig Jahre früher, als ich sie fand, eingestickt, und heute war der 10. Juni! Wie schmerzlich traf vielleicht der Verlust den, der das Andenken verloren hatte! Wie lieb mußte es ihm gewesen sein! Es war so gut erhalten, daß es fast noch wie neu aussah. Was sollte ich mit dem Gegenstand anfangen? Der weitere Inhalt gab keine Anleitung den Besitzer aufzufinden. Er bestand aus kleinen vergelbten Zetteln, welche unwichtige Aufträge enthielten. Die Schrift war fein und zierlich, jedenfalls von Frauenhand. Eine Harfe sollte aus der Stadt mitgebracht werden, ebenso Bücher, welche später zurückzugeben waren. Unter letzterem Blättchen stand eine Adresse, der Name mit: „Herrn Lieutnant Weyhern,“ bezeichnet, Straße so und so. Außerdem befand sich noch eine Tasche in der Mitte des Buches, die jedoch mit einem kleinen Schlüssel geöffnet werden mußte. Jedenfalls wollte ich alles Mögliche aufbieten, den Eigenthümer wieder zu seinem Besitze zu verhelfen. Einstweilen steckte ich die Tasche zu mir und dachte nach, wie am besten Nachforschungen anzustellen wären, ohne Aufsehen zu erregen.

Von diesen Gedanken erfüllt, schritt ich fort. Ich brauchte nicht lange mehr zu wandern. Der Wald lichtete sich und zwischen Feldern und Gärten lag das Städtchen vor mir. Weithin tönte der Lärm des Jahrmarktes. Drehorgeln, Blas- und Streichinstrumente, Schreien, Pfeifen, — Klänge, die ein der Harmonie geneigtes Ohr zur Verzweiflung bringen konnten, ließen sich hören. Ich trat durch das Thor in die gefüllten Straßen und sah mich nun den Verbrechern gegenüber, die den Musiksinn mit dreister Stirn zu Tode hetzten. Das bewundernde Publikum, Jungen mit rothen Backen und zerrissenen Hosen, Kindermädchen, welche die ihnen anvertrauten Kleinen die ersten musikalischen Studien machen ließen, Bauern mit offenen Mäulern, staunend lauschend — Weiber, die nicht mehr tanzen konnten und doch Tänze gern hörten, naseweise kleine Mädchen standen oder lärmten herum. Nahe dem Marktplatz thaten sich die Buden der Verkäufer auf. Ich konnte kaum durch das wogende Gewühl dieser gaffenden, schwatzenden, lachenden, essenden, rufenden und stoßenden Menge gelangen. Endlich winkte mir, wie ein rettender Stern, das Schild des bezeichneten Wirthshauses entgegen und aus einem der Fenster schaute das rothwangige Gutmann'sche Ehepaar herab. Schnell eilte ich die Stufen hinauf, wurde freundlich begrüßt und

eingeladen an den in überreicher Fülle aufgetragenen Erfrischungen Theil zu nehmen. Wenn ich noch im Unklaren gewesen war, woher die vollen, gerundeten Formen der Beiden ihren Ursprung nahmen, so hatte ich nun die nährende Quelle deutscher Gemüthlichkeit entdeckt.

Da ich entschlossen war, mich bald auf den Weg zu begeben und nicht eher zurückzukehren, bis ich die Orte, die mein Inneres in die größte Spannung versetzten, besucht und wo möglich nähere Erkundigungen über das dort stattgehabte Unglück eingezogen hatte, nahm ich das Anerbieten an. Die guten Leute entließen mich nach kurzer Zeit. Es war nach dem Führer geschickt worden, den Frau Gutmann mir bezeichnete. Jedoch er befand sich nicht zu Hause und ich begab mich trotz ihrer und der Wirthsleute Abmahnung auf den Weg, darauf rechnend, Jemand zu treffen, der mir als Führer dienen könne, oder nach dessen Anleitung ich die fraglichen Stellen allein zu finden im Stande sei. Der folgende Tag bot dann noch Gelegenheit mir auf diese oder jene Weise die ersehnte Auskunft zu verschaffen.

Die kleine Gebirgsstadt hatte nur zwei Thore, das eine nach Süden, das andere nach Norden gelegen. Durch das zweite schritt ich hinaus.

Je weiter ich mich entfernte, desto mehr verschwand der Lärm des Jahrmarktes, nur hin und wieder tönten einzelne Klänge, die sich bald in verschwimmendes Rauschen verloren und endlich ganz verhallten.

Nach dem einzuschlagenden Pfade hatte ich mich erkundigt und konnte zunächst nicht fehl gehen, da er eine Strecke auf der zwischen Haferfeldern hinlaufenden Fahrstraße blieb. Als dieselbe jedoch später wieder in den Wald bog, suchte ich bald den abermals daneben, aber im tiefen Schatten sich haltenden Fußweg auf.

Die Straße war jetzt wenig belebt und nur einzelne Nachzügler aus nahen Dörfern begegneten mir.

So konnte ich wieder die Gedanken dem engen Kreise, der die Phantasie ganz beschäftigte, zuwenden. Wie lange hatte ich mich im Actenstaube mit den Schicksalen meiner Clienten geplagt, nur an den und jenen Ausgang der in ihrem Nutzen geführten Prozesse gedacht. Mein und der Meinen Geschick war mir so einfach, so natürlich erschienen, ich hatte bisher nicht geglaubt, daß etwas Besonderes hinein verwebt gewesen sein könnte.

Die Gestalt des Vaters trat deutlich vor mein geisti-

ges Auge. Es war, als sehe ich ihn vor mir gehen auf dem elastischen Moos, zwischen den hohen Bäumen, wie er in der kleinen Residenzstadt K., wenn wir den nahegelegenen Wildpark besuchten, zu thun pflegte.

Die Mutter führte mich an der Hand, durch leise gesprochene Worte auf Bäume und Blumen oder die schnell vorüber huschenden Thiere meine Aufmerksamkeit lenkend. Der Vater schritt voran. Fast alle Männer, welche uns begegneten, waren weit kleiner und keiner hatte den herrlichen, gleichmäßigen Wuchs, die kraftvolle und doch leichte Haltung des Körpers, die Harmonie der einzelnen Glieder. Wenn ich mir die Hoheit der griechischen Götter, über welche gerade damals in der Schule viel abgehandelt wurde, zu versinnbildlichen suchte, so verglich ich sie mit dem Vater. Er vereinigte die markvolle Kraft des Herkules mit der tadellosen Schönheit des Adonis. Vor allem war jedoch der eindruckreichste seiner Vorzüge das feurige und oft wieder sanft blickende Auge, in welchem zuweilen ein so trauriger Ausdruck lag, daß ich ihn gern gefragt hätte, warum er so betrübt wäre. Ich mußte dann das Zimmer verlassen, weil ich fühlte, daß Thränen mein Antlitz herab rollten und Thränen wollte oder konnte er nicht sehen.

Wie ernst und still war der von der Natur so reich

begabte Mann. Jetzt wurde mir klar, daß ihn wohl ein Kummer gedrückt habe!

Wir hatten ein Klavier im Zimmer, von dem ich jedoch nicht wußte, ob es nur ein Gehäuse sei, oder ob wirklich Töne seit Jahren darin gefangen ruhten, denn es war stets verschlossen.

An einem Sommerabend, die Mutter war auf ein Paar Wochen verreist, mich hatte der Vater einen Schulkameraden zu besuchen weggeschickt, kehrte ich, da derselbe nicht zu Hause war, bald zurück, und da es mir schien, als hätte der Vater allein sein wollen, setzte ich mich in den Garten, um zu lesen.

Die Dämmerung rückte heran, ich schloß das Buch, begann mich zu langweilen und gedachte eben in das Wohnzimmer hinauf zu eilen, als weiche Klänge durch die milde Abendluft zu mir getragen wurden. Voll und voller wuchsen die Töne an, seltsame, traurige Melodien rauschten daher, als brächte sie der Wind auf seinen Flügeln aus fernen, unbekannten Ländern. Schnell und langsam, wie das Meer sich hebt, wenn der nahende Sturm seine Fluthen ahnungsvoll erzittern läßt, bevor er sie zum wilden Kampfe anfacht, bewegte sich der Rhythmus. Immer mächtiger wurden die Klänge, als ob sie mit doppelter Kraft von ihrer langen Haft befreit hinaus-

drängten in das All. Sie folgten einander in rasender Eile, das Ohr vermochte sie kaum zu fassen. Aber plötzlich sank das stürmische Forte zum sanften Pianissimo. Nicht menschliche Hände konnten so zart über die Tasten gleiten — das waren Geister der Luft, die rührende Weisen anstimmten. Und — jetzt erhob sich wirklich Gesang, so glockenrein, so voll und weich, so tief zum Herzen dringend, daß ich meine Hände faltete und wunderbar bewegt hinaufblickte zu dem von Wolken freien Nachthimmel, an welchem der Mond heraufgezogen kam.

Mein ganzes Wesen war aufgelöst in kindliches Entzücken und Schwärmerei.

Da ließ ein schriller, disharmonischer Ton mich zusammenschrecken, — dann Alles still. Lange wartete ich, aber es regte sich nichts — die Welt der Töne war verschwunden wie ein Traum.

Sollte ich nun hinaufgehen? Wie gern hätte ich mich an den Vater geschmiegt, ihm gesagt, wie die Musik mich ergriffen! Mein Herz verlangte nach Mittheilung.

Schon längst hatte ich bitten wollen, daß mir Musikunterricht ertheilt werde, aber wenn ich darauf hindeutete, wurde ich schnell abgewiesen. Jetzt trat der Wunsch lebhafter denn je hervor.

Merkwürdig blieb es, daß mein Vater, so viel mir

bewußt war, nie zuvor gespielt und gesungen, und nur als er die Mutter und mich entfernt glaubte, es gethan hatte. Daß wir nichts von seiner Kunst wissen sollten, ließ mein kindlicher Scharfsinn mich errathen.

Durch dergleichen Betrachtungen entmuthigt kehrte ich zu der Gartenlaube zurück, in welcher ich, so lange als das Tageslicht es noch gestattete, gelesen hatte, setzte mich auf die Bank und lehnte mich gegen die Ecke, wo dichte Laubgehänge von wildem Wein eine elastische Wand bildeten.

So saß ich nun wieder allein auf mich angewiesen in der stillen, klaren Mondnacht, ein einsames Kind, der Mittheilung bedürftig und doch Niemand um mich, zu dem ich sprechen durfte. Doch warum konnte ich nicht wie andere Knaben meines Alters dem Vater gegenüber mich betragen? Er hatte es mir nicht untersagt, ich war wohl selbst zu schüchtern, hatte es aus Blödigkeit nicht gewagt! Zwar war er nie so heiter, wie die Väter meiner Gespielen zu sein pflegten, aber wenn ich bescheiden zu ihm träte, meine kleinen Wünsche und Anliegen vorbrächte, ihm sagte, daß ich mich sehnte, mehr mit ihm zu verkehren, daß ich mir oft so verlassen vorkäme und noch andere Dinge, die ich lange auszusprechen verlangte, sollte er nicht darauf hören und meine Bitten gewähren?

Es begann kühl zu werden. Ich stieg voller Muth die Treppe hinauf, trat in das Zimmer und fand den Vater tief in den Sorgenstuhl zurückgelehnt, das Antlitz mit beiden Händen bedeckt, sitzend.

Er beantwortete meinen Gruß kaum hörbar. Ich trat näher und frug, ob ich Licht bringen solle? Er verneinte, reichte mir die Hand, ohne das Haupt nach mir zu wenden, aber ich bemerkte auf dem nun freien Gesicht beim Schein des Mondes, der darauf fiel, Spuren von Thränen und tiefer Trauer.

Sollte ich nun sprechen und was? Sollte ich schweigen? Rathlos stand ich einige Minuten, als der Vater sich rasch erhob, in das Nebenzimmer ging, kurz darauf mit brennender Kerze zurückkehrte, ernst und ruhig wie immer. Kein Zeichen der eben bemerkten Betrübniß war an ihm wahrzunehmen.

„Mein Sohn", sprach er mit fester Stimme, „ich dachte nicht daran, daß Du Hunger haben wirst. Gehe nach der Speisekammer, bringe einige Erfrischungen, die für uns bereit stehen. Du mußt uns heute schon einmal bedienen."

Schnell gehorchte ich dem Gebot, breitete das Tischtuch auf, stellte Teller und Speisen zurecht, vergaß auch nicht, frisches Trinkwasser heraufzuholen und setzte mich

dem Vater gegenüber. Er selbst aß wenig, mir mundeten hingegen trotz vorhergegangener Gemüthsbewegungen die schöne süße Milch, die duftenden Erdbeeren und das kräftige Brod.

Der Vater freute sich, ja lächelte sogar über den gesunden Appetit, worauf ich ihm mittheilte, daß ich seit Mittag nichts genossen hätte. Die Pause war für einen Burschen meines Alters etwas groß. Ich hoffte, er solle mich fragen, ob ich meinen Schulfreund nicht angetroffen, worauf ich ihm erzählen konnte, daß derselbe ausgegangen war, weshalb ich nach Hause zurückkehrte und die herrliche Musik gehört hätte. War ich einmal so weit gelangt, konnte ich weiter anknüpfen; allein er frug mich nicht, blickte mich nur seltsam forschend an, stand auf und sagte, ich möchte den Tisch schnell abdecken.

Als ich die Ueberreste der Speisen und das Geschirr entfernt, schritt er in sein Zimmer und ließ mich im Dunkeln stehen. Das war zu viel! Ich stellte mich an das Fenster und mochte wohl den Namen „Mutter“ voll Sehnsucht gerufen haben. Der Vater kam zurück und frug, was mir fehle? Als ich erwiederte: „ich fühle mich so allein“, streichelte er mir liebreich Stirn und Wangen und meinte, er hätte nur etwas für mich gesucht, er wolle mir schöne Sachen zeigen.

Beruhigt folgte ich ihm an den runden Tisch, wo zwei große dicke Bücher lagen.

An diesem Abend wurde mir noch ein unvergeßliches Vergnügen bereitet.

Der Vater öffnete das erste der Bücher; es enthielt bildliche Darstellungen des gebirgigen Waldlandes, von dessen Schönheiten er selten, aber doch zuweilen gesprochen hatte. Den Bildern waren darauf bezügliche Beschreibungen beigefügt, die ich später einmal lesen sollte.

Das zweite Buch enthielt ebenfalls bildliche Darstellungen, aber sie beschränkten sich auf die Flora jener Gegenden. Bäume, Sträuche, Kräuter, Blumen, Gräser waren in schönster Weise, im bunten Farbendruck ausgeführt.

Verschiedene Fragen, die ich an den Vater richtete, beantwortete er so mild und freundlich, daß ich ganz glücklich war und als die Köchin von ihrem Besuch heimkehrte und um Entschuldigung wegen des langen Ausbleibens bat, waren der Vater, wie auch ich überrascht, daß die Uhr die elfte Stunde anzeigte und ich somit in das Bett verwiesen wurde.

Lange bevor ich einschlief, schwebten mir noch die schönen Bilder, die freundlichen Worte vor, und ich baute

Luftschlösser, wie ich mit den Eltern in Zukunft vergnügt leben wollte.

Die nächsten Tage, welche noch bis zu der festgesetzten Rückkehr der Mutter vor mir lagen, war ich durch Schulbesuch, Arbeiten und Gänge zu meinen Bekannten genug beschäftigt. Der Vater war durch Berufsarbeiten dermaßen beansprucht, daß er keine freie Zeit für mich hatte, und der Abend, wo wir sie erwarten durften, war schneller, als ich bei ihrer Abreise glaubte, angebrochen.

Der Vater war zu mir in den Garten hinabgekommen, er schien zerstreut doch mit Spannung auf das Rollen herannahender Wagen zu horchen. Doch alle fuhren vorüber. Mehreremal war ich zur Pforte hinaus auf die Landstraße getreten, endlich erkannte ich von ferne schon den Wagen, in welchem die Mutter uns verlassen hatte. Sobald ich dem Vater die freudige Nachricht zugerufen, eilte ich der Ankommenden entgegen. Da uns jedoch nur eine kurze Strecke trennte, kehrte ich wieder um, an der Gartenthür wartend.

Die Freude des Wiedersehens war groß, und wir vergaßen, daß eine dritte, eben so nahe betheiligte Person auf ihren Antheil an diesem Ereigniß harrte.

Die Mutter fand, obwohl es gewiß Täuschung war, daß ich größer, stärker, dem Vater ähnlicher geworden sei.

Dieser trat jetzt heraus, die Gatten begrüßten sich herzlich.

Das Gepäck, welches die Mutter bei sich führte, wurde aus der Kutsche genommen, und jetzt — entsann ich mich, — daß dasselbe Kästchen, welches jedenfalls das räthselhafte Bild enthielt, das ich nach dem Tode des Vaters auf die Post beförderte, damals von der Mutter dem Vater überreicht wurde.

Wie merkwürdig, daß mir erst nach Jahren dieser Umstand einfiel!

Jene Reise trug überhaupt etwas Geheimnißvolles an sich.

Die Mutter habe alte Freunde besucht, hieß es und doch wurde weder in Gegenwart des Vaters, noch wenn die Mutter mit mir allein war, etwas davon erzählt. Als ich sie darum ersuchte, meinte sie, es solle später geschehen, der Vater werde in kurzer Zeit die Freunde ebenfalls besuchen und wenn er zurückkehre, würde ich schon manches hören, ja vielleicht im nächsten Jahre selbst mitgenommen werden. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt.

Jenes böse Nervenfieber brach bald darauf in dem Orte aus. Beide Eltern erlagen der Seuche und es war mir nur so viel aus hingeworfenen Andeutungen klar ge-

worden, daß das Ziel der Reise die von dem Vater geliebte Waldgegend gewesen war.

In solche Rückerinnerungen verloren nahm ich plötzlich wahr, daß der Pfad mich längere Zeit abwärts geführt und daß ich nun aus dem Walde auf eine abgeholzte Landschaft getreten war, die zwar rings, mehr oder weniger sich senkend, im Hintergrund wieder zu bedeutenden, größtentheils bewaldeten Gebirgsgruppen sich erhob. Unter mir, in dem bald zu erreichenden Thalkessel, breitete sich das kleine Dorf Steinthal, im Gegensatz zu dem hochliegenden Orte Steinberg, hin.

Die Häuser sahen reinlich und besser als in den meisten Waldorten aus, besonders hübsch traten zwei Gehöfte vor, wovon das größere jedenfalls von einem Forstbeamten oder Jagdliebhaber bewohnt wurde, denn es waren prächtige Hirschgeweihe an das Thor des Hauses genagelt. Unmittelbar dahinter begann der Wald.

Das kleinere war augenscheinlich die Pfarrwohnung, welche ein Garten begrenzte. Von der dahinter aufsteigenden Anhöhe schaute die Kirche, umgeben vom Friedhof, herab.

Mein Pfad führte an letzterem vorüber und ich beschloß hinein zu treten.

Das Aeußere der Kirchhöfe läßt einen tiefen Blick in

das Gemüthsleben der Menschen thun, welche ihre Angehörigen dahin betten und welche die Aussicht haben, einst selbst die letzte Ruhe dort zu finden. Liebe, Haß, Gleichgültigkeit, ja Roheit machen sich auch hier noch geltend, wo die stillen Bewohner nichts erwiedern, sich nicht vertheidigen, keine Entweihung abwehren können.

Noch jetzt denke ich mit Unwillen daran, wie ich einst in Geschäften auf ein Dorf mich begeben hatte und meiner Neigung, den Friedhof zu sehen, folgte.

Die Leute, mit denen ich verkehrte, hatten mir nicht gefallen, es waren brutale, geldstolze Menschen, aber es brauchten nicht alle Dörfler ihnen zu gleichen.

Als ich durch die Pforte, an der hier und da Latten fehlten, schritt, bot sich ein wahrhaft häßliches Schauspiel dar.

Die Natur, mitleidiger als die Menschen, hatte die kleinen Hügel mit Rasen bekleidet, freilich rankten auch Nesseln und anderes Unkraut darüber. Die Menschen aber hatten Möhrenkraut vermischt mit anderm unerkennbaren Blätter- und Rankengewirr darauf geworfen. Kürbisse, Gurkenschaalen und Kerne, durch kleinere Abtheilungen von Zwiebeln unterbrochen, breiteten sich aus. Gänse und Hühner, welche durch die zerbrochene Thür Einlaß fanden, freuten sich ungestört der gedeckten Tafel.

Sie flatterten bei meinem Eintritt, scheu und lärmend, durch einander.

Lange konnte ich den übeln Eindruck nicht los werden, der um so fester haftete, als ich von Zeit zu Zeit nach jenem Dorfe mich begeben mußte, und daselbst unangenehme Geschäfte unter den widerwärtigsten Verhältnissen, von böswilligen Gemüthern herbeigeführt, abzuthun hatte.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich zurück zu dem kleinen Stück Erde, welches mich an jenem Abend besonders anzog und das später noch einen größeren Werth, als ich damals ahnete, für mich gewinnen sollte.

Ein immergrüner Zaun von niedrig gehaltenen Tannenbäumen schloß den Kirchhof mit seinen Ruheplätzen von den ihn begrenzenden Stellen, wo das Leben seine Werkstätten aufgeschlagen, ab. Den Eingang bildete ein aus Pfeilern von Stein gefügtes Thor, das den schwarzgestrichenen hölzernen Thürflügeln die sicherste Befestigung bot. Letztere waren nicht verschlossen.

Friedlich und still lag der Ort, wie ein wohlgepflegter Garten, vor mir, überall blühende Blumen auf den Gräbern, Kreuze und Steine mit Kränzen und Sträußern geschmückt. Es schien hier ein zur Feier des

Sonntags gehöriger Gebrauch, den Dahingeschiedenen solche Festgaben zu bringen.

Ein sanftes, anheimelndes Gefühl überkam mich. Die Seele wurde nach den Gedanken, die sie bewegt und erregt hatten, ruhiger.

Rothe Streiflichter der Abendsonne überhauchten die Gebirgskämme wie die niedern Grabhügel mit rosiger Gluth. Hier und da lag eine Schlucht, dem Lichte weniger zugänglich, im tiefen Schatten und ließ den sie umfluthenden Purpur des Abendrothes um so prächtiger erscheinen.

Die Natur feierte einen jener Augenblicke, wo sie den Eindruck einer höheren, ich möchte sagen, geistigen Verklärung auf uns macht.

Langsam schritt ich vorwärts und bemerkte an der mittleren, langen Wand der Umzäunung, die durch hohe Trauerweiden dem Auge schon von fernher auffiel, ein die andern überragendes Denkmal.

Auf steinernem Würfel, dem mehrere Stufen zur Unterlage dienten, erhob sich eine Pyramide ebenfalls aus Sandstein. Nähertretend sah ich, daß auf der vordern Wand ein Rosenzweig, an dem Knospen und Blüthen sich zeigten, aus dem spröden Material mit geschickter Hand heraus gearbeitet worden war. Darunter stand in

erhabener Schrift: „Waldrose,“ das Datum der Geburt, wie des Todestages. Aus letzterem entnahm ich, daß die hier Ruhende in der Blüthe des Frauenlebens und zwar in dem ein und zwanzigsten Jahre gestorben war.

Wieder schimmerte der Name gleich einem dunkeln Räthsel mir entgegen!

Ich wendete mich zur Seite und las: „Seelig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Als ich die Rückwand, hinter welcher die Trauerweiden standen, betrachten wollte, erblickte ich auf der untersten Stufe den Greis, der im Walde vor Steinberg mir so abweisend begegnet war.

Mein erster Gedanke war ihn zu meiden, allein er richtete den Blick so traurig auf mich, daß ich zögerte und frug: ob ihm irgend etwas Unangenehmes begegnet sei.

„Ach wohl, Herr“, erwiederte er, „ich habe mein theuerstes Besitzthum verloren. Ich suchte auf dem Wege zurück, bis hierher, wo ich es zuletzt in den Händen gehabt, frug Jeden, der mir begegnete, allein es hat sich nicht wieder gefunden.“

Augenblicklich fiel mir die Brieftasche ein. Ich zog sie heraus und ehe ich ein Wort gesprochen, griff er mit der freudigsten Geberde und dem Ausruf: „das ist sie! das ist mein Eigenthum!“ darnach.

Es konnte kein Zweifel an der Wahrheit dieser Behauptung in mir entstehen, sie trug so vollständig das Gepräge der Ueberraschung an sich, daß ich dem Manne sogleich sein Eigenthum einzuhändigen gedachte. Da ich aber unbewußt damit zögerte, nahm er einen kleinen Schlüssel, den er an einer Schnur um den Hals bei sich trug, und meinte, ich möge mich überzeugen, ob derselbe zu dem Schlosse der Tasche passe. Als ich ihm dieselbe überreichte, mußte ich seinem Wunsche gemäß die Probe vornehmen.

Der alte Mann sprach in einfachen, aber tief empfundenen Worten seinen Dank gegen mich aus. Er war nun mir gegenüber ein ganz Anderer, und ich pries im Stillen den günstigen Zufall, der mir die Bekanntschaft des Besitzers der Brieftasche machen ließ, von dem ich jedenfalls einige Aufklärungen über die mir unbekannten Verhältnisse, in denen mein Vater zu dem Geschick der Waldrose gestanden hatte, erhalten konnte.

Zunächst frug ich ihn nochmals, ob er aus der hiesigen Gegend stamme und ob er immer in derselben gelebt habe?

Er beantwortete meine Fragen dahin, daß er aus Steinthal gebürtig, in früherer Zeit Botengänge gethan

und dadurch in die umliegenden Orte gekommen, sonst aber stets in der Gegend geblieben wäre.

„So sind Euch jedenfalls die Orte Hexenburg, Zackenfall und Waldrose bekannt, die ich zu sehen wünsche,“ warf ich ein.

„Ob ich sie kenne! — Dort bringe ich fast den halben Theil meines Lebens zu und ich will Ihnen, mein Herr, die mühelosesten Pfade dahin zeigen. Niemand weiß da so genau Bescheid wie ich.“

Auf meine Bitte, mich an einen derselben noch am heutigen Abend zu führen, meinte er, ich möge mich lieber frühzeitig niederlegen und früh aufstehen, er wolle mich beim Grauen des Tages wecken. Die Zeit bis zu dem Schlafengehen könnte ich bei dem Herrn Pastor oder Oberförster zubringen, beide Familien pflegten die Sonntag Abende zusammen zu verleben. Morgen könnten wir in einigen Stunden Alles beschauen, und ich müsse die Orte in dem Sonnenlicht sehen, da es ja nun bald dunkel zu werden beginne.

Der Einwand des Mannes schien mir gerechtfertigt. Und da er versicherte, daß eben nur kurze Zeit zu der Landparthie nöthig wäre, konnte ich bis Mittag wieder in Steinberg sein, um mit Frau Gutmann zurückzufahren. Uebrigens sagte ich zu mir selbst, daß es auch nichts

schade, wenn ich einen Tag länger vom Hause entfernt bleibe.

Die Bekanntschaft der beiden Männer, des Pastors und Oberförsters, zu machen war lockend, von ihnen konnte ich ja auch dieses und jenes erkunden. Deshalb vertraute ich mich der Leitung des Alten an, von dem ich auch über das von mir zu nehmende Nachtquartier beruhigt wurde.

Die Schenke im Dorfe sei gut, allein er glaube nicht, daß ich dieselbe aufzusuchen brauche.

Wir waren während des Gesprächs aus dem Kirchhof getreten und auf die Pfarrwohnung zugegangen. Jetzt standen wir davor.

Ein prächtiger, grüner Rasenplatz, getheilt durch den zur Wohnung führenden Weg, verrieth schon hier den Schönheits- und Ordnungssinn der Bewohner. Glatt und sammetweich streckten sich die Flächen — es war kein Unkraut darin zu finden.

In das Innere des Pfarrhauses leiteten breite, steinerne Stufen, deren Wangen einheimische Blumen schmückten. Die Vorderseite war fast bis zur Höhe des ersten Stockwerks von blühenden Rosenstöcken bedeckt.

Wohin das Auge sich wendete, erhielt es angenehme Eindrücke.

Die Fenster spiegelten glänzend im Scheine der untergehenden Sonne.

Mein Führer schritt voraus, ich folgte ihm durch die geräumige, helle Hausflur. Der Eingangsthür gegenüber befand sich die, in den hinter dem Hause liegenden Garten führende, weit geöffnete Ausgangspforte. Ehe ich hinaus schritt, blieb ich einen Augenblick überrascht stehen.

Da lag vor mir ein Garten, wie ich ihn schon früher gesehen! — —

Breite, aber gewundene Wege liefen zwischen den mit Buchsbaum eingefaßten Beeten. Bunte Blumen zeigten sich darauf, die aber durch eine Menge blühender, prachtvoller Rosen ganz in den Schatten gestellt wurden. Rasenplätze, Obstbäume, alles so angelegt und gepflanzt wie daheim, im Garten meiner Kindheit.

Da standen auch die beiden großen, schattigen Lauben, wo ich fröhlich und traurig so oft geträumt, begrenzt von einer Wand dichten Buschwerks und Nadelholzes. Gewiß lag, vom Lustgarten getrennt, dahinter der Gemüsegarten. Hielt meine Phantasie ein Blendwerk gefangen? Ich war ja nie hier gewesen!

Meine Betrachtung wurde durch die Aeußerung des alten Begleiters unterbrochen.

„Will der Herr nicht in den Garten treten? Ich glaube in der Laube zur Rechten befindet sich der Herr Pastor mit den Gästen.“

In meiner Zerstreutheit hatte ich nicht auf die von dort her tönenden Stimmen geachtet. Von der Laube aus mochte aber wohl meine Annäherung bemerkt worden sein, denn es schritt ein kräftiger Mann von mittlerer Größe mir entgegen, begrüßte mich freundlich, als wir zusammentrafen, und lud mich ein, ihm nach der Laube zu folgen.

Nachdem ich wegen der Dreistigkeit, als Unbekannter hier einzudringen, mich entschuldigt hatte und mein Begleiter durch die Erklärung, daß ich noch heute die merkwürdigsten Punkte der Umgegend habe aufsuchen wollen, von ihm aber dazu auf den morgenden Tag verwiesen worden wäre, mich dem Wirth gegenüber rechtfertigen half, ließ ich mich zu den Seinen geleiten.

In der dicht berankten Laube befand sich, um einen runden Tisch versammelt, die kleine Gesellschaft, deren heitere Stimmung auf jedem Antlitz sich wieder ausdrückte. Der Pastor Stahlberg, der sich mir gleich bei unserem Begegnen selbst vorgestellt, machte mich nun mit den übrigen Personen bekannt, nachdem ich ihm jedoch meinen Namen und Stand zuvor angegeben hatte.

Da war zunächst der Oberförster Wilde, ein großer breitschultriger Mann mit wohlwollendem klugen Gesichtsausdruck. Dieser hatte sich die neben ihm sitzende noch stattliche Hausfrau gewiß einst mit Ueberlegung gewählt. Ihnen gegenüber befand sich eine junge, hübsche Frau, welche einen kleinen Knaben auf dem Schoße hielt. Schon die Aehnlichkeit verrieth sie als die Tochter der Vorhergenannten. Sie war mit dem ersten und bis jetzt einzigen Kinde für einige Tage zum Besuch zu den Eltern gekommen. Das Gut ihres Mannes lag nur wenige Stunden von Steinberg entfernt.

Auch der Sohn des Oberförsters, dessen magere, hohe Figur sich wohl zu rasch entwickelt hatte, in Folge dessen sie etwas nach vorn gebeugt erschien, war anwesend.

Kurze Zeit genügte, um mich in dem Kreise guter, gemüthlicher Menschen wohl zu fühlen.

Die Unterhaltung, zwanglos an die nächsten Gegenstände, meine Reise, die schöne Gegend und dergleichen anknüpfend, führte bald lebhafte Erörterungen über die Vorzüge des Wald- und Flachlandes bei Bewirthschaftung der Güter für die Bewohner herbei und ich wäre wohl noch tiefer in das Gespräch mit dem Oberförster verwickelt worden (der Pastor hatte sich für eine kleine Weile

entfernt), wenn nicht das Wesen des jungen Wilde meine Aufmerksamkeit erregt hätte.

Sowohl der Ausdruck der Physiognomie, wie seine ganze Gestalt verkündeten eine innere Unruhe, die sich zur Angst zu steigern schien. Die Augen richteten sich nach der Pforte des Hauses, als ob er Jemand erwarte. Plötzlich stand er auf und beantwortete die Frage des Vaters, wohin er zu gehen gedenke, erröthend und mit offenbarer Verlegenheit.

Er wolle dem jungen Mädchen ein Stück entgegengehen, sie hätte versprochen, um sechs Uhr vom Markt zurück zu sein und nun schlüge bereits die siebente Stunde. Rosa sei sonst stets pünktlich und die Verspätung beunruhige ihn.

Die letzten Worte waren kaum verständlich, denn er hatte sie, sich entfernend, gesprochen.

Da ertönte ein heiteres, silberhelles Lachen, so melodisch und süß, wie ich es nie gehört.

Der junge Mann hielt die Schritte an und legte die Hand auf das Herz, als müsse er es beruhigen.

Noch einen letzten, feurigen Gruß sandte die untergehende Sonne. Die Luft war duftig und klar, überall wie durchsichtiges Gold.

Aber dort an der Pforte des Hauses haftete der

Schimmer im rosigsten Glanze und in ihr erschien wie von einer Glorie umwoben die zum Leben erwachte jungfräuliche Erscheinung jenes Bildes, welches in die Träume meiner Kindheit auf so wunderbare Weise verwebt worden und was heute von neuem meine Phantasie lebhaft beschäftigt hatte.

„Waldrose!“ rief ich unwillkürlich aus.

„Ist Ihnen des Pfarrers Tochter schon bekannt,“ frug verwundert die Frau des Oberförsters; „ich glaubte, die Familie sei Ihnen bisher fremd gewesen?“

Die Antwort auf diese Frage wurde mir für den Augenblick erspart. Das Kind der jungen Frau begann so laut zu jubeln, versuchte auf die noch unbeholfenen Füßchen zu treten, daß die Mutter ihrer ganzen Kraft bedurfte, um es festzuhalten. Der kleine Schelm wünschte offenbar auf raschere Weise dem schönen Mädchen näher zu kommen, welches begleitet von ihrem Vater und zwei andern jungen Damen heiter scherzend den Gartenweg daherschritt.

Der junge Wilde war auf der Stelle stehen geblieben, wo er sich befand, als sie erschien. Freundlich blickte sie ihn an und reichte ihm die freie Hand, während die andere einen Strauß Rosen umschlossen hielt.

Die kleine Gesellschaft hatte fast die Laube erreicht, als wir, der Oberförster zunächst, sie begrüßten.

Der Pfarrer hatte die neuen Ankömmlinge jedenfalls schon auf meine Gegenwart vorbereitet, denn er sagte, sich zu ihnen wendend: „Herr Wöhler, der, wie ich Euch mittheilte, uns die Ehre seines Besuchs für den heutigen Tag und, wie ich hoffe, auch noch für länger schenkt. Meine beiden Nichten Ida und Bertha Fürst, und hier meine Tochter Rosa.“

„Herr Wöhler muß wohl mit Rosa schon irgendwo zusammengetroffen sein,“ fiel der Oberförster ein, „er kannte ja bereits deren Vornamen und sprach ihn aus, als sie in den Garten trat.“

Rosa schaute mich an. Der seelenvolle Blick des Auges, der schon bei dem Gemälde einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht hatte, drang nun, von der Gluth des Lebens durchleuchtet, tief zum Herzen und ohne einen Augenblick zu überlegen, erwiederte ich, daß ich das Fräulein allerdings schon früher gesehen habe, ohne von ihr bemerkt worden zu sein.

Auf die Frage, wo dieses geschehen wäre, verwirrten meine Worte sich der Art, daß das liebliche Mädchen meiner Verlegenheit durch die Bemerkung, sie sei

ja öfter in der Stadt gewesen, und ich könne sie dort wahrgenommen haben, ein Ende machte.

Der kleine Knabe hatte ein Weilchen dem Auftritt zugesehen, wurde nun aber äußerst lebendig und streckte Rosa die Händchen entgegen! Sie legte deshalb den Strauß auf den Tisch und nahm das Kind auf den Arm.

Wie lange hatte ich den Anblick eines glücklichen, heitern Familienkreises entbehrt! Ich hatte ihn eigentlich nie genossen, denn bei meinen Eltern ging es still und ernst zu, und im Hause meines Vormunds that jedes der Geschwister seine Schuldigkeit, ohne daß ein solcher gegenseitiger Verkehr, wie hier, stattfand.

Bei dem Umgang dieser Menschen ließ sich das Verhältniß zu einander leicht durchschauen. Es war nichts Verstecktes, Unwahres zu finden.

Herzlichkeit, Offenheit, Theilnahme, der Trieb, sich mitzutheilen, traten alsbald hervor. Jeder horchte aufmerksam den Worten des eben Redenden und der Antheil, der dadurch hervorgerufen wurde, gab sich auf natürliche Weise kund.

Rosa erhob sich bald, um einen Abendimbiß auftragen zu lassen. Sie nahm den kleinen Knaben mit in das Haus, um ihn nach geschehener Stärkung zur Ruhe zu

legen. Weder Mutter noch Kind erhoben Einspruch dagegen.

Wie das geschäftige Mädchen nun elastischen Ganges zwischen den Blumenbeeten dahinschritt, glich sie selbst einer schönen Blume, welche der Schöpfer selten in gleicher Vollendung zur Freude unter den Menschen aufblühen läßt. Schönheit, von Geist beseelt, mit Anmuth und Demuth vereint, treffen wir nicht häufig an. Es fehlt ihr gewöhnlich die eine oder die andere dieser Eigenschaften, und doch erhält sie nur durch dieselben ihren höchsten, unbeschreiblichen Zauber.

Es wäre mir ganz unmöglich, die Empfindungen dieser ersten Zusammenkunft klar darzulegen. Eine Art geistiger Trunkenheit, wie ich vereinsamter Mann noch nie empfunden, war über mich gekommen. Der ruhige, kalte, abwägende Jurist, dessen Aufmerksamkeit nur Prozesse und wieder Prozesse vollständig auf sich gelenkt hatten, sollte erfahren, daß er ein Herz besitze und zwar ein recht empfängliches, dem eine Welt bis dahin unbekannter Gefühle sich plötzlich aufschloß. Wie ein milder Regen nach langer Dürre die Fluren erquickt, so strömten die warmen Regungen auf mein Gemüth ein, das lange trostloser Trockenheit anheim gefallen war, die ja jede Erhebung der Seele alsbald mit tödtlichem Hauche ver-

nichtet. Die Freundlichkeit und Güte der Leute zeigte sich mir gegenüber ganz besonders. Man bemühte sich Gespräche einzuleiten, die auch dem Fremdling Gelegenheit boten, nach dieser oder jener Richtung seine Ansichten und Urtheile zur Geltung zu bringen.

Wenn Rosas metallreiche und doch süße Stimme erklang, durchrieselte mich ein wonniges Entzücken, ich lauschte darauf, wie auf die herrlichste Musik.

Es folgten bei ihr Gesichtsausdruck und Sprache den Schwingungen des Herzens.

Die komischen Schauspiele, welche jedes bewegte Jahrmarktstreiben in Fülle bietet, stellte sie mit reizender Laune dar. Es war Alles an ihr kindlich, heitres Leben. Aber auch Bilder der Armuth hatte sie getroffen, Bilder des Elends, wo das menschlich Höchste dem Untergang nahe ist. Erst jetzt verstand ich das jammervolle Loos der Armuth, zu der sich Krankheit und geistige Verkommenheit gesellt. Wie zitterte ihre Stimme bei der Schilderung, die Laute des Erbarmens klangen so rührend, sie hätte damit das härteste Herz für die Unglücklichen gewonnen.

Ich ahnte schon an diesem, längst vergangenen Abend, daß die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft sich anders gestalten würden, wenn mehr derartige, weibliche Seelen, gleich tröstenden, ausgleichenden Engeln

unter uns wandelten, und spätere Zeiten haben mir die feste Ueberzeugung gebracht, daß meine damalige Ahnung auf Wahrheit beruhe.

Nur wer einem liebevollen, sanften, geistig begabten, zugleich praktisch thätigen, weiblichen Gemüth nahe gestanden, vermag die segensreichen Wirkungen auf den ihn umgebenden Kreis zu beurtheilen, Wirkungen, deren Umfang nicht zu berechnen, da Gutes wie Böses sich fort und fort weiter entwickelt.

Wenn ich auch damals Dieses nicht klar empfand, so wuchs die innere Freude, je länger ich das schöne Mädchen betrachtete, je länger ich ihr zuhörte. Ja, ich gestehe offen, daß ich zuletzt nur noch ihre Rede vernahm. Die übrige Gesellschaft fand an mir einen zerstreuten, schweigsamen Menschen.

Die beiden Cousinen Rosas schienen schüchterne Mädchen zu sein, sie standen in dem noch etwas unbeholfenen Alter zwischen vierzehn bis sechszehn Jahren. Zwar glaubten sie gewiß, daß sie selbst, ihre Bewegungen, Sprache und ganzes Wesen, sehr von uns andern beachtet würden, denn wenn die Eine zwei, drei Worte herausgestoßen, sah sie nach der Zweiten, wie fragend hinüber habe ich meine Sache nicht gut gemacht? Allein sie verschwanden vollständig neben Rosa. Sie brachen bald

auf, indem sie noch ein halb Stündchen Wegs nach Hause zu gehen hatten. Rosa gab ihnen das Geleite und kehrte, von dem alten Franz begleitet, zu uns zurück.

Derselbe richtete die Frage an sie: Ob sie für den nächsten Tag einen Auftrag für ihn habe, und da sie freundlich verneinte, redete er mich an: „Zu welcher Zeit ich in der Gegend von ihm herumgeführt zu werden wünschte, er stehe den ganzen Tag zu meinen Diensten.“ Alle blickten mich an.

Der Pfarrer nahm rasch das Wort: „Er werde Franz die Stunde wissen lassen, ich könne ja den Nachmittag wählen.“ Dabei blieb es. Ich versuchte zwar einen Einwand gegen die willig gebotene Gastfreundschaft zu erheben, ließ mich jedoch bald zu der Annahme bestimmen.

Der alte Mann verließ uns nach beendigten Erörterungen und ihm folgte die Familie des Oberförsters. Letzterer rief mir noch beim Abschied zu, ich müsse mir die Gunst des alten Franz im Sturmschritt erworben haben, denn außer Rosa begleite er keinen Menschen bei Ausflügen in die Umgegend.

Rosa übergab der jungen Mutter das sanft schlafende Kind und packte es mit großer Vorsicht in warme Hüllen ein.

Der Abend war nun rasch kühl geworden, wie es ja allen Gebirgslandschaften eigen ist.

Robert Wilde, der Sohn des Oberförsters, dessen Vornamen ich nun gehört hatte, schritt hinter Eltern und Schwester zuletzt hinaus, nachdem er einen langen, schmerzlichen Blick auf Rosa geworfen hatte.

Der Pfarrer lud mich ein, noch ein Stündchen mit ihm und der Tochter zu plaudern, wenn ich nicht zu ermüdet sei. Da letzteres nicht der Fall war, leistete ich der Aufforderung gerne Folge.

Rosa nahm eine weibliche Arbeit zur Hand und setzte sich zu uns. Auf dem runden Tisch, der, wie die sämmtlichen Hausgeräthe des mittelgroßen, geräumigen Zimmers aus Eichenholz gefertigt war und aus vergangener Zeit stammte, stand die Lampe, deren greller Schein durch einen Schirm von Milchglas angenehm gedämpft wurde. Der schöne Rosenstrauß, in frisches Wasser gestellt, duftete mild und als ich ihn bewunderte, sagte Rosa, daß sie, so lange die Zeit der lieben Rosen daure, täglich von dem alten Franz einen solchen Strauß erhalte.

Der Pfarrer meinte lächelnd: Rosa sei der Liebling des Alten, er verziehe sie ihm und frug dann, wie ich zu der Bekanntschaft des Mannes gekommen wäre? Mit

kurzen Worten schilderte ich unser Zusammentreffen, meinen Fund und die Wiedererstattung auf dem Friedhofe, fügte auch hinzu, wie derselbe in mir wehmüthige und doch auch freudige Empfindungen erweckt und wie ganz besonders der Anblick des Denkmals mit dem Namen „Waldrose" mich ergriffen hätte. Von den früheren Ereignissen in der Heimath, die mir den Namen zuerst vorführten, sagte ich nichts, ließ auch das Oeffnen der Brieftasche unerwähnt.

Rosas Augen füllten sich mit Thränen, auch der Pfarrer war ernst geworden.

Nach einer kurzen Pause nahm er das Wort: „Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen den alten Franz als Künstler jenes Denkmals nenne. Es birgt die körperliche Hülle der verstorbenen Großmutter meiner lieben Rosa. Ein trauriges Geschick entriß sie, in der schönsten Jugendblüthe, ihrem Familienkreise. Sie hinterließ einen trauernden Gatten und eine kleine Tochter. Der alte Franz, damals ein angehender Dreißiger, hing mit der größten Verehrung an ihr. Eigentlich war er von Haus aus Steinhauer, hatte jedoch diesen Beruf wegen Kränklichkeit aufgegeben und besorgte für das Pfarrhaus, wie für die Oberförsterei Botengänge nach der Stadt. Er hat nun jenen Stein mit großer Mühe und nach man-

chen vorhergegangenen, mißglückten Versuche so bearbeitet, wie Sie ihn jetzt sehen, auch das Ganze allein ausgesonnen und ausgeführt. Das Werk erfüllt ihn mit einem gewissen Stolze und Sie können ihm keine größere Freude bereiten, als wenn sie es rühmend erwähnen."

Nachdem ich meiner Ansicht über das, in dem Denkmal ausgedrückte Kunstgefühl genugsam Worte verliehen hatte, wendete sich das Gespräch auf gleichgültige Dinge.

Die Zeit verstrich rasch, und früher als ich geahnt, tönte vom nahen Kirchthurm die zehnte Stunde. Der Pfarrer erhob sich mit den Worten:

„Wir sind hier pünktliche Leute, gehen frühe zur Ruhe, um uns durch guten Schlaf zum frühen Aufstehen zu kräftigen. Rosa pflegt mir jedoch, um den Tag friedlich abzuschließen, stets ein Lied vor der Nachtruhe zu singen. Es mag das noch eine Gewohnheit aus den Kinderjahren sein. Meine gute Mutter sang stets eine einfache Weise, ehe ich des Abends von ihr ging und hielt fest daran, bis ich mich zur hohen Schule begab. Sie starb bald nach der Trennung von mir. Meine theure Frau, Rosas Mutter, hatte eine weiche, biegsame Stimme, die Großmutter soll gleichfalls mit dieser herrlichen Gabe in rei-

chem Maße bedacht gewesen sein, und da mein liebes Kind dieselbe geerbt hat, so freue ich mich täglich daran.

Rosa setzte sich an das Klavier. Sie sang ein einfaches Lied, aber tief ergreifend, mit klangvoller Stimme, deren köstlichen Wohllaut sie dämpfte, um sie dem kleinen Gesangstück anzupassen.

Sie hatte schon ein Weilchen geendet, bevor ich mich so weit gesammelt, um doch ein dankendes Wort auszusprechen. Der Prediger zündete darauf ein Licht an, um mich zu dem mir bestimmten Zimmer zu führen und verließ mich, nachdem wir uns eine gute Nacht gewünscht hatten.

So war ich nun allein! — Ja allein und doch umgeben von Erinnerungen und Empfindungen, wie sie mir bisher fremd gewesen waren. Das Fenster war noch nicht geöffnet. Ich blickte hinauf nach dem mit Sternen besäeten Nachthimmel, dessen Unendlichkeit die das Thal umschließenden Hohenzüge begrenzten. Wie so ganz anders lag nun alles vor mir! Der leichte Nebelduft, welchen die Nachtkühle erzeugte, schwebte zwischen Himmel und Erde, verwob sie zu einem Ganzen, verhüllte und erhöhte die Reize des Weltalls, dessen Schönheit mir, wie von einem Zauber befreit, vor die Seele trat.

Nüchtern däuchte mir jetzt meine Vergangenheit, poetisch, reizvoll die Gegenwart — aber die Zukunft? — —

Hinweg mit Sorge und Angst, ich fühlte mich kräftig genug, den Kampf um das Glück aufzunehmen.

Tausend Gedanken kreuzten mein Gehirn. Ein Nachtfalter, vom Lichte angezogen, flog herein, er schwebte um die Flamme. Rasch löschte ich sie, damit das arme Geschöpf sich die Flügel nicht daran verbrenne.

Zog auch mich vielleicht ein strahlendes Licht an, das die Quelle der Glückseligkeit zu sein schien und dessen Gluth doch die verzehrte, welche sich der Flamme zu nahen wagten? — Wer aber konnte und würde mich retten? Die eigne Vorsicht und Klugheit! Vorsicht und Klugheit, was waren sie, einem so holden Wesen gegenüber wie Rosa? Sie versteckten sich scheu, denn hier war ihre Macht zu Ende.

Halb angekleidet warf ich mich auf das Bett und war zuletzt, trotz aller inneren Unruhe, eingeschlafen.

Es mochte schon ziemlich spät sein, als ich am nächsten Morgen erwachte. Wahrscheinlich hätte der Schlaf noch länger gewährt, wenn nicht ein wiederholtes Kle-

pfen an der Thür mich erweckte. Rasch erhob ich mich, warf den Mantel um und öffnete.

Der alte Franz trat herein, bot einen guten Morgen und fügte hinzu, es sei die höchste Zeit unsere Wanderung anzutreten. Der Herr Pfarrer sei beim Grauen des Tages zu einem Sterbenden in das nächste Dorf, das seinem Bezirk eingepfarrt, verlangt worden und da er nicht sobald zurückkehren werde, habe er vorgeschlagen, Herr Wöhler möchte den Morgen zur Besichtigung der Gegend verwenden, damit der Pfarrer am Nachmittage an dessen Gesellschaft sich noch erfreuen könne, natürlich müsse der Vorschlag meine Billigung finden.

Der alte Mann erhielt sogleich meine bejahende Antwort.

Kurze Zeit genügte, um mich vollständig anzukleiden. Ich trat aus meinem Zimmer und wollte die Treppe hinabsteigen, als eine gegenüber befindliche Thür sich aufthat. In diesem Augenblick trat das Dienstmädchen heraus. Mein Blick fiel in das Innere des Raumes, — nur ein Gegenstand wurde mir sichtbar und zwar dasselbe Bild, welches in der Kindheit meine Theilnahme erregt und dessen Züge sich hier in Rosas Gesicht lebensvoll erneut. Der Anblick hatte nur eine Secunde gedauert,

aber ich konnte nicht an der Wahrheit dessen, was er gebracht, zweifeln.

Mehr und mehr wuchs die Ueberzeugung in mir, daß zwischen meinen Eltern und den früheren Angehörigen der Familie irgend ein näheres Freundschafts- oder gar Verwandtschaftsverhältniß bestanden haben müsse. Diesen Gedanken konnte ich jedoch jetzt nicht nachhängen, da Franz in der Hausflur wartete, um mich in den Garten zu führen, wo das Frühstück sich bereits vorfand. Wäre ich nicht so spät erwacht, hätte ich mit dem Pfarrer und Rosa frühstücken können.

Schon glaubte ich ohne den Morgengruß des lieblichen Mädchens den Weg antreten zu müssen, als sie den Garten betrat.

Sie schien mir heute beim hellen Morgenlicht noch schöner als am gestrigen Abend. Die Anrede: „Guten Morgen, Herr Wöhler! Sie haben lange geruht, der Vater freute sich herzlich darüber und trug mir auf, ihn wegen seiner Abwesenheit zu entschuldigen,“ klang so fröhlich mir entgegen, wie heitrer Lerchenjubel.

Sie wendete sich nach meiner etwas ungeschickten Erwiederung zu Franz und übergab ihm einen aus Weiden geflochtenen Kober, welcher das zweite Frühstück für uns enthielt. Diese Fürsorge beglückte mich sehr, doch hätte

ihr echt weiblicher Sinn dieselbe wohl Jedem, der sich an meiner Stelle befand, angedeihen lassen.

Nach einigen Worten des Abschieds begaben Franz und ich uns auf den Weg, nachdem Ersterer noch das Versprechen ablegen sollte, mich nicht zu lange herumzuführen.

„Denn," sagte Rosa lächelnd, „wenn Du einmal dorthin wanderst, kehrest Du nicht sobald zurück."

Franz wandte sich plötzlich nochmals um und meinte, er könne wegen der Rückkehr nichts Bestimmtes versprechen, heute solle sie uns gewähren lassen.

Es war ein köstlicher, frischer Morgen. Die Sonne stand noch hinter den hohen Bergkuppen und doch glühten die Strahlen am Horizont weit auf. Wir schritten ein Stück durch das Dorf. Dann bog sich der Weg seitwärts, leitete uns durch Schluchten zwischen den bewaldeten Bergwänden aufwärts, bis wir nach einer etwas beschwerlichen Wanderung aus der Schlucht auf eine freie Wiesenfläche traten, welche in beträchtlicher Länge und Breite vor dem weiter aufsteigenden Bergkamm sich ausdehnte. Von hier aus sah man hinab auf das freundliche Dorf, dessen Häuser im verkleinerten Maßstab vor uns lagen. Der Rauch stieg aus den Schornsteinen gerade empor durch die reine Morgenluft und verkündete einen

schönen Tag. Alle Pflanzen erquickten sich an dem durchsichtigen Thau, da die Sonne ihnen noch nicht davon genascht hatte. Die Spitzen der Grashalme und die dazwischen zerstreuten Blumen streifte ein leichter Wind und schüttelte die Tropfen herab. Stille rings um, — selbst der Flügelschlag aufgescheuchter Vögel war vernehmbar.

Franz hatte sich bisher sehr einsylbig verhalten. Die Neigung zu mir schien erkaltet, denn er beantwortete die unterwegs von mir gestellten Fragen so kurz, ihrem Inhalte gar nicht entsprechend, daß ich es aufgab, vor der Hand weiter in ihn zu dringen und mir vornahm, ihn vorausgehen zu lassen, während ich erst vorgezogen hatte, ihn zur Seite zu behalten.

Auf der Hochebene angelangt blieb er jedoch selbst stehen, damit ich etwas ruhen und mich umschauen könne.

Jetzt begannen die gegenüberliegenden Höhen im rosigen Morgenschein zu glühen, und wieder verherrlichte der Sonne Lichtfülle die reizende Gegend. Aber jetzt war es die Morgensonne, welche mir leuchtete und die den Tag erst in sein volles Recht setzte. Gestern kam ich an, als sie schon im Niedergang war und es hatte sich noch so viel für mein innres Leben ereignet. Ein Vorgefühl

sagte mir, daß diese Ereignisse der Anfang noch wichtigerer Erfahrungen und Erlebnisse sein dürften.

Das Ziel, was ich vor mir hatte, ließ mich nur kurze Zeit rasten, ja ich fühlte, daß meine gesteigerten Empfindungen der körperlichen Bewegung bedurften, um sie zu beschwichtigen. Sie that mir wohl.

Als ich mich zum Weitergehen anschickte, bemerkte ich wie Franz, gewissermaßen prüfend, seinen Blick auf mich heftete. Es war nicht das erste Mal, schon kurz zuvor hatte es mir so geschienen.

Unwillkürlich frug ich, warum er mich so nachdenklich anschaue.

Er wurde verlegen und meinte, ich sähe Jemand, den er vor langer Zeit gekannt, etwas ähnlich, auch erinnere ihn meine Sprache zuweilen an jene Person.

Meine Frage, wer das gewesen? ließ er unbeantwortet und trieb zum schleunigen Vorwärtsgehen an, da die Sonne immer höher steige und es besser sei, den Waldweg anzutreten, bevor wir durch ihre Strahlen erhitzt wären, indem es Morgens lange auffallend kühl im Walde bleibe.

So schritten wir wieder schweigend vorwärts, erreichten den in Dämmerung gehüllten Waldpfad, der bald sanft, bald steil, aber immer aufwärts leitete.

Der Vogelsang, das Picken des Spechtes tönten durch die Luft. Fernher klangen die Glocken der Kühe, welche zur Weide auf die Waldwiesen getrieben wurden. Es kam mir ein altes Lied in den Sinn, was ich auf der Universität von einem Bekannten öfter gehört, und das ich, wenn allein im engen Zimmer, wohl manchmal gesummt hatte. Damals wußte ich nicht, daß ich eine Gesangstimme besaß; jetzt aber sehnte ich mich danach, eine menschliche Stimme zu hören, wenn es auch die eigene war und sang das Lied:

Verlassen zieh' ich hienieden
Die Straße, die einsame, fort.
Es sehnet mein Geist sich nach Frieden,
Das treibt mich von Ort zu Ort.

Mir winket kein grünendes Hoffen,
Blieb Liebe doch ferne der Brust!
Nun aber ward sie getroffen
Gar sicher, bevor sie's gewußt.

Kannst Schutz und Schirm dir wohl schaffen,
Vor tödtlich treffendem Stahl,
Doch hüten nicht Wehr und nicht Waffen
Vor heiliger Liebe Strahl.

Sie naht, ohne Bitten und Fragen,
Von Freude, von Leid oft umschwebt.
Daß Herz muß warten und tragen,
Wie Gott sie der Seele verwebt.

Wunderbar tönte es daher, und fast erschrak ich vor der Gewalt des Klanges, denn nie zuvor hatte ich in freier Luft gesungen, und nie die Stimme voll ausklingen lassen.

„Herr Gott!“ rief der alte Franz, „das ist ja seine Stimme!“ Er hielt sich beide Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

„Wessen Stimme, Alter?“ fiel ich ein, „sag' es mir, laß mich nicht länger in Spannung. Wer ist es, dem ich ähnlich bin, an den meine Sprache Dich erinnert? Was weißt Du von ihm, dessen Gesang dem meinigen gleicht?“

In fieberhafter Hast sprach ich die Fragen aus. Franz sah mich an, als wäre er der Gegenwart entrückt. Er strich sich über die Stirn und sagte leise:

„Lassen Sie mir jetzt Ruhe, vielleicht kommt bald die Zeit, wo ich Ihnen etwas davon mittheile, aber ich muß mich erst besinnen, denn die Gedanken verwirren sich, ich bin ja nun ein alter, alter Mann.“ Dabei seufzte er tief und verfiel in sein früheres Schweigen.

Er hatte in die kaum gesammelte Seele wieder Unruhe, Zweifel und Spannung geworfen. Gewiß war er mit Dingen vertraut, die meine früh verstorbenen Eltern näher angingen, ja durch die sie mit Menschen, welche in dieser Gegend gelebt hatten, in Verbindung gebracht worden waren. Dennoch bezwang ich mich. Ich wollte dem Alten Zeit geben nachzusinnen, zu überlegen, was er mir mittheilen wollte. Es war vielleicht besser.

Beschäftigt mit meinen Gedanken, hatte ich weniger auf Waldschönheit und Beschaffenheit der Pfade, welche wir einschlugen, geachtet. Nur zuweilen fühlte ich, des Steigens ungewohnt, daß mein Herz schneller, als sonst klopfte.

Plötzlich traten wir aus dem Schatten der Bäume hinaus und standen vor steil aufstrebenden Felsen, die in wunderbaren Formen, wie eine Stadt, deren Bauten riesige Verhältnisse angenommen, vor uns lagen.

Der Anblick war so überwältigend, ja erschütternd, daß ich wie gebannt stand. Meine Sinne mußten sich erst vertraut machen mit diesen mächtigen Gestalten. Gewaltige Felsenmassen, an die das Auge nicht gewöhnt ist, bringen gewissermaßen eine dem Eindruck des Schreckens verwandte Stimmung in uns hervor.

„Sehen Sie," sagte Franz, „das ist die verzauberte

Stadt. Darin hausen die Berggeister. Wenn man des Nachts sich hierher wagt, da ist reges Leben. Freilich sieht unser Auge nichts mehr davon. Die Menschen haben jetzt, wo sie gar so klug geworden sind, den sechsten Sinn; das heißt die Einsicht in die Geisterwelt und das übernatürliche Wesen der Dinge, verloren. Wenn nun aber nichts mehr zu sehen ist, hört man um so mehr. Da klopft es und hämmert, fährt, läuft, schleicht und rutscht. Ja zuweilen ist es, als ob leises Singen sich vernehmen lassen, Klagelaute und Lachen, kurz alle Töne, welche das Treiben der Arbeit, Lust und Schmerz hervorrufen, treffen das Ohr. Hab's einmal versucht und sogar Mitternacht hier abgewartet." — —

„Und habt Ihr die seltsamen Töne auch vernommen, Franz?"

„Ja Herr, es ging mir wunderlich. Es war eine klare, warme Mondnacht, der Wind strich lind durch die aufgethürmten Massen, mir erschien aber was ich hörte natürlich. Aus Löchern und Spalten kamen Thiere hervor, die das Licht des Tages scheuen, Eulen und Fledermäuse, kleine Vierfüßler, Käfer, Eidechsen und was es sonst sein mochte. Sie verständigten sich durch eigenthümliche Töne. Fernher brauste das Wasser des Zackenfalls. Herabrollende Steine, vielleicht durch den Fuß eines klei-

nen, nächtlichen Wanderers in Bewegung gesetzt, das Rauschen des Windes, aufgehalten durch undurchdringliche Hindernisse — alles dieses vereinigte sich, die verschiedensten Klänge zu erwecken. So saß ich und lauschte auf die Wunder, die um die zwölfte Stunde sich aufthun sollten. Leider muß ich gestehen, daß ich sie verschlief. Im Dorfe habe ich nichts von der Nacht erzählt, denn sie hätten es nicht geglaubt."

So lange hatte Franz noch nicht gesprochen. Es handelte sich aber auch um die Eigenthümlichkeiten der Gegend, in der er aufgewachsen und diese machen ja häufig die schweigsamsten Menschen beredt.

„Werden wir den Zackenfall bald erreichen?" warf ich ein, während wir den Pfad, der zwischen den Felsen sich hinwand, betraten.

„Zunächst, Herr, geht es immer noch aufwärts und zwar zur Hexenburg. Sie steht auf einem hohen Punkte dieser Steinwelt, höher jedoch liegt noch der Zackenfall. Von der Hexenburg blickt man weit in das Land. Wenn wir sie verlassen, neigt sich der Weg abwärts, um später noch höher zu steigen. Eine Viertelstunde von hier entfernt treten Zinken und Spitzen des Zackenfalles uns entgegen."

Es war eine beschwerliche Wanderung durch diese Ge-

birgswelt! Der Pfad zog sich schmal und steil am Felsen hin. Zur Linken bauten sich Wände empor, zur Rechten senkten sie sich gerade hinab, hier und da scharfe Kanten hervortreten lassend, die, wenn der Fuß ausglitt, keinen rettenden Anhalt beim Sturz gewährten. Zur Sicherung der unkundigen Bergsteiger befanden sich an den gefährlichsten Stellen kunstlose Geländer. Allein es wäre ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen, ohne Führer glücklich das Ziel erreichen zu wollen.

Einigemal hielten wir zur kurzen Rast an. Ich mußte mir oft den Schweiß von der Stirn wischen, denn ungewohnt des Bergsteigens, wurden meine Kräfte sehr in Anspruch genommen. Der Alte neben mir ging so frei und leicht wie auf ebenen Boden. Sein wetter gebräuntes Gesicht wurde nicht röther, ja die heißen Sonnenstrahlen, welche mich erhitzten, schienen ihn nur angenehm zu erwärmen. „Da, schauen Sie auf, Herr!“ rief er, „da liegt die Hexenburg!“

Wie durch ein Wunder stand die merkwürdige Felsgestaltung, von der ich kurz zuvor nichts gewahr geworden, hoch oben in den Lüften. Durch nahe vor den Pfad sich schiebende Blöcke war dem Auge die Aussicht bisher verdeckt worden, und nachdem wir über diese Stellen hinaus gekommen waren, trat sie unerwartet hervor.

Es schien, die Burg sei durch einen Zauberschlag auf diese Höhe versetzt worden. Bald gelangten wir hinauf, und meine kühnsten Erwartungen fanden sich übertroffen.

Eine lebhafte Phantasie konnte hier Alles zu sehen wähnen, womit der Volksaberglaube den Pallast von Wesen ausgeschmückt glaubt, die Jahrhunderte hindurch von ihm als wirklich vorhanden angenommen und gefürchtet wurden.

Die Natur hatte ihrer Gestaltungsgabe anscheinend freien Lauf gelassen, um gleich einem Bildhauer aus sprödem Stein die wundersamsten und bizarresten Formen hervorzubringen.

Während ich meinem Staunen Worte verlieh und fort und fort neue Seltsamkeiten ausfindig machte, hatte der Alte die Vorräthe auf eine Art runden Tisch ausgebreitet und lud mich zum Niedersetzen ein.

Er machte mich während des Frühstücks auf die besonderen Steine aufmerksam, welche als Opfersteine gedient haben sollten, auf Bänke, Dreifüße, Alles aus colossalen Stücken bestehend. Hin und wieder erschienen Blöcke, welche vorsündfluthlichen Thieren glichen, die hier zu Stein erstarrt waren.

Auf den höchsten Pfeilern wiegten sich schlanke Bäume

in der Luft, deren Samen irgend ein kleiner oder auch der große Sturmvogel auf diese Stelle hatte fallen lassen, und die ihre feinen Wurzeln hineingetrieben in die Lücken und Spalten. Diese feinen Wurzeln werden einst die festen Massen zersprengen! So wurzelt die gewaltige Lebenskraft überall, auch wo Tod oder Erstarrung uns entgegen zu treten scheint! Der göttliche Athem haucht immer neues, erwachendes Leben aus, das die Todesbande löset und sprenget!

Nachdem wir genugsam geruht, brachen wir auf. Nun führte der Weg immer aufwärts durch gewaltige Felsenmassen, die, mit Flechten und Moos bekleidet, oft von oben bis unten gespalten waren. Gleich Mauern aus Menschenhänden strebten sie empor. Farrenkräuter, Brombeersträuche, hohe, feine Gräser wuchsen zwischen und auf den herabgestürzten Felsentrümmern, Bäche schlängelten sich hindurch, und die Sonne malte tausend goldene Streiflichter an den Baumstämmen, ja bis tief hinab zum grünen, feuchten Grunde.

Da tönte das Rauschen eines Wassers zu meinen Ohren. Je mehr wir der Höhe uns näherten, desto stärker wurde das Geräusch. Endlich hatten wir sie erreicht!

Vor meinen Augen that sich ein Schauspiel auf,

dessen Eindruck unvergeßlich in meiner Seele haftet und welcher sich stets, wenn auch nicht mit dem Staunen der ersten Ueberraschung, beim Anblick jener Gegend wiederholte.

Unmittelbar vor uns stiegen vom Grunde mächtige Felsenzacken empor, die sich an die hohe Bergwand lehnten, auf welcher wir standen. Sie verjüngten sich weiterhin, wodurch die Zacken immer schärfer, spitziger, wie gewaltige Speere in die Luft emporstarrten. Oberhalb dieser Kantenmassen, die ein stetes Hinderniß bildeten, stürzte sich eine, aus der höchsten Wand entspringende, an Wasser reiche Quelle, die nun brausend und schäumend den Weg zwischen den Felsen hinab zur schattigen Thalsohle suchte. Der weiße Schaum spritzte hoch herauf und übergoß uns mit einem feinen Regen. Vor, hinter und neben mir in unmittelbarer Nähe strebten dunkle Waldgebirge empor, aus denen abwechselnd kahle Felsentrümmer sich aufthürmten, während das Gebirge, sich weit hinziehend und mehr und mehr abflachend, im Thale sich verlor.

In der Ebene nun lagen in geringer Entfernung von einander eine Menge freundlicher Dörfer zwischen Getreidefeldern zerstreut. Hell leuchtend im Sonnenschimmer schlängelte sich der vielfach gewundene Fluß, auf dem

sich Kähne und Flöße wiegten, die, wie Franz mir mittheilte, mit Holz beladen, dasselbe dem fernen Flachlande zuführten.

„Dieser Platz, mein Herr," unterbrach der Alte meine in Anschauung verlorenen Gedanken, „ist der sogenannte Zackenfall. Sie sehen ein wahres Gewirr von scharfen Spitzen, die drohend und herausfordernd in die Luft ragen. Manches Opfer ist hier in früheren Zeiten gefallen, denn, wer die Pfade nicht kannte und auf die unteren Felsen stürzte, wurde förmlich gespießt, und wer dem Geschick des Spießens durch ein glückliches Ungefähr entging, fand dennoch durch das Wasser einen gewissen Tod. Seit dem letzten großen Unglück (dabei fuhr er sich mit der linken Hand rasch über die Augen) hat man freilich ein Geländer um die gefährlichen Stellen gezogen. Aber Herr! wenn ich daran denke, dann ist es mir immer, als würde ich selbst von den Zacken zerrissen, es war zu entsetzlich! Ach, sie war schön, so wunderschön, die junge Frau, und ihr Herz war lauteres Gold!"

Der Alte gerieth, während er sprach, in größere Aufregung. Ich suchte ihn zu beruhigen, was endlich auch gelang.

„Sehen Sie, Herr," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ich habe lange Zeit nicht von dem trüben Ereigniß

gesprochen. Erzählen konnte ich es bisher keinem Menschen. Aber Sie haben es mir angethan, wie wir hier zu Lande sagen. Ihnen werde ich, was ich schriftlich darüber besitze, in die Hände legen. Kommen Sie, wir wollen ein Stück weiter abwärts steigen, da ist eine Bank an schattigem Platz. Wir haben heute beide wohl nichts zu versäumen, dort sollen Sie erfahren, was geschehen."

Der Alte ging voraus. Auf abschüssigem Pfade folgte ich dem durch die Felsen sich schmal windenden Weg. Bald hielt er an. Ein kleiner freier Platz that sich auf und hier drängten sich zwischen den Steinblöcken ringsum prächtige Rosenstöcke hervor.

Mit Wehmuth und doch sichtlichem Stolze sah mein Begleiter die Blumen an. Er nahm ein Gefäß aus dem mitgebrachten Korb, füllte es mit Wasser und begoß die vom Sonnenbrand Getroffenen. Dann erst wies er mir den Sitz auf der hier unter einer Felsplatte befindlichen Bank an und setzte sich neben mich.

Nachdem er die Brieftasche, welche gestern unsere nähere Bekanntschaft vermittelt, aus seinem Rock gelangt, die mittlere Tasche derselben aufgeschlossen und ein kleines Paquet fein zusammengefalteter, eng beschriebener Papiere herausgenommen und sie mir überreicht hatte, sagte er zu mir:

„Mein Herr! wenn Sie auch nicht den Namen führen, der einem Mann angehörte, welcher in dieser traurigen Geschichte eine Hauptrolle spielte, so erinnert mich sowohl Ihr Aeußeres, Ihre Sprache, als auch Ihr ganzes Wesen immer wieder an ihn und ich glaube mit Bestimmtheit, daß Sie ein Anverwandter desselben sind. Doch nicht diese Voraussetzung allein bestimmt mich, Ihnen diese wichtigen Papiere zu übergeben, es kömmt der Umstand hinzu, daß Sie es waren, der mein theures Eigenthum fand und der schon dadurch ein gewisses Anrecht auf den Inhalt desselben erlangte. Also, in Gottes Namen, nehmen Sie und lesen Sie, was ich noch Keinem anvertraut habe und was erst nach meinem Tode in andere Hände übergehen sollte."

Er lehnte sich, wie erschöpft, an die hintere Wand der Bank, schloß die Augen und ich bemerkte, daß er die rinnenden Thränen verbergen wollte. Leise drückte ich dem Alten die Hand, bedeckte ihn mit einem Rock, den ich für die auf Höhen oft wechselnde Witterung mitgenommen und setzte mich zurecht, um mit klopfendem Herzen das Lesen der vergilbten Blätter zu beginnen.

Die Schrift dieser Blätter war kräftig und kühn, wenn auch etwas klein, wahrscheinlich um Raum zu sparen, damit das Manuscript leicht unterzubringen sei. Die Geschichte lautete:

„Da ich, Friedrich Konrad Stern, zur Zeit geweihter Priester des Herrn in dem Kirchdorfe Steinberg, einer schweren Sünde mich anzuklagen habe, die nicht von den menschlichen Gesetzen, wohl aber von dem höchsten Richter und meinem eigenen Gewissen als solche angesehen wird und der gerechten Strafe auch anheimfallen muß, so will ich vor mir selbst diese bekennen und sie aufbewahren lassen, damit vielleicht in künftiger Zeit dieselbe dient, andere Seelen von ähnlichen Fehlern fern zu halten. Sollte mein warnendes Beispiel hier und da auf günstigen Boden fallen, dann, allmächtiger Herr des Himmels, hätte ich doch mein Unrecht nach menschlichem Ermessen in etwas gesühnt!

Diese Schrift lege ich in die Hände des treuesten Dieners meines Hauses, der mir und den Meinigen zum wahren Freund geworden, ihm überlasse ich es, ob sie nach seinem Tode oder noch bei Lebzeiten, zur Kenntniß anderer Personen gelange. Der Oeffentlichkeit sollen die Bekenntnisse aber erst funfzig Jahre nach meinem Able-

ben und zwar mit Weglassung der geführten Namen übergeben werden.

Geschrieben im Jahre des Heils 18 . .

Ueber die Jahre des Lebens, welche zu der eigentlichen Verwicklung des zu Erzählenden nicht gehören, werde ich rasch hinweggehen.

Mein Großvater und Vater hatten in dem Orte Steinthal als Prediger nach einander gewirkt. Der Letztere war noch im Besitz der Stelle und es wurde als selbstverständlich angenommen, daß ich, der einzige Sohn und auch das einzige Kind des Hauses, denselben Beruf wählen und mit der Zeit dasselbe Amt in Steinthal begleiten solle.

Obgleich die Mutter fehlte, verstrich die Jugendzeit, unter Aufsicht des Vaters und einer Tante, dennoch heiter.

Der Sohn des Oberförsters (der letztere wohnte in demselben Orte) war, außer mehreren Bauerknaben, mein unzertrennlicher Gefährte und ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß nach den Schulstunden mancher lustige, leichtsinnige Streich von uns ausgeführt wurde, ja ich selbst war oft der Erfinder der losesten Unternehmungen.

Der Sohn des Oberförsters, Hermann Stelting, und ich, besuchten gemeinschaftlich die Schule zu Steinberg,

welche, nachdem wir alle Klassen durchgemacht, uns befähigte, zur Universität B. zu gehen. Mit väterlichen Ermahnungen und den wohlgemeinten Rathschlägen der Mutter Hermanns, wie meiner Tante reichlich versehen, begaben wir uns dorthin.

Führten wir daheim ein vergnügtes Leben, so schlug es nun in ein ungebundenes um. Aller Unsinn, alle Gebräuche, welche dem Studenten hochwichtig erscheinen und, beim Lichte der Vernunft betrachtet, überaus lächerlich, ja oft geradezu für die künftige Lebenszeit von den schädlichsten Folgen sich erweisen, wurden von uns mitgemacht. Mein Beruf lag meinen Blicken fern. Ich sah, daß andere Theologen es ebenso, wenn nicht toller trieben und da ich mich vor Begehung grober Sünden hütete, glaubte ich die oft maßlose Heiterkeit, die länger dauernde Gelage mit sich führen, mir gestatten zu dürfen.

Als ich eines Tages, von Hermann begleitet, gegen Abend in ein Local trat, das gewöhnlich nur von Studenten besucht wurde, erblickten wir an einem Tische, abgesondert von den Musensöhnen, einen jungen Officier, der eifrig zu lesen schien und nicht empor schaute, als wir eintraten. Desto mehr sahen wir ihn an. Stelting, wie auch ich, konnten uns nicht trennen von der seltenen Schönheit, die uns so unerwartet entgegen trat. Wir

setzten uns in die Nähe des Fremden. In demselben Augenblicke stand er auf, trat zum Fenster und blickte hinaus, als ob er Jemand erwarte. Plötzlich wandte er sich zu uns mit der Frage, ob nicht sein Vetter August W. hier herzukommen pflege, er sei von der Wirthin des jungen Mannes, da er ihn nicht angetroffen, nach diesem Gasthof gewiesen worden und warte nun schon eine Weile vergebens.

Stelting erwiederte, daß der Genannte allerdings gegen Abend gewöhnlich hier zu finden sei, er müsse heute eine besondere Abhaltung haben, komme aber gewiß später noch, und wenn der Herr sich zu uns setzen wolle, würde es uns angenehm sein.

Der Officier, der sich als Lieutenant Weyhern vorstellte, nahm unsere Einladung an und bald begann eine heitere, zwanglose Unterhaltung.

Der Raum füllte sich mehr und mehr mit Studenten, doch gesellten sich keine, wie es sonst geschah, zu uns — der Tischgenosse hielt sie ab.

August W. blieb aus. Wir vermißten ihn nicht, sondern wurden durch unsern Gast in anziehendster Weise gefesselt. Das Achselzucken und Blickewerfen der Anderen schien er nicht zu bemerken, er übersah es und erzählte

mit hinreißender Rednergabe Reiseerlebnisse und Anekdoten. Dazwischen fielen Bemerkungen über Kunst und wissenschaftliche Gegenstände, welche uns die Ueberzeugung gaben, daß wir einen geistig sehr begabten, aber auch hochgebildeten Menschen vor uns hatten. Sein klares, kräftiges Organ machte die Rede, obgleich er offenbar die Stimme beschränkte, nach allen Richtungen verständlich. Der Inhalt war jedoch so bedeutend, daß bald einige Corpsbrüder näher rückten und der Kreis um uns immer größer wurde. Bald war Weyhern der Mittelpunkt der Versammlung.

Er verstand es, den Neigungen der Studenten sich anzupassen und brachte noch Besonderes hinzu. Schon dieser erste Abend war ein wahrer Triumph für ihn. Zuletzt wurden auch Lieder gesungen, und, siehe da, Niemand konnte die Studentenlieder so schön singen wie er. Nun brach ein wahrer Jubel aus. Er mußte auf den Tisch steigen, die Lieder angeben u. s. w. — kurz, er war der famoseste Kerl von der Welt!

Aber obgleich er mit den lustigen Burschen einstimmte und ihren Uebermuth zu theilen schien, behielt sein Wesen dennoch etwas Abgeschlossenes. So hoch und gebieterisch wie seine edle Gestalt mit dem herrlichen Kopf über der Masse Menschen, die ihn umgaben, emporragte,

so hoch schien auch sein ganzes Wesen über das der Anderen sich zu erheben.

Als er zum Heimgang sich anschickte, wurde ihm das Versprechen, zuweilen wieder in der Versammlung sich einzufinden, abgedrungen. Stelting und ich begleiteten ihn zu seiner Wohnung. Auf dem Wege dahin erfuhren wir, daß er erst seit kurzer Zeit und zwar bei seiner Beförderung zum Officier nach B. versetzt worden sei und jedenfalls länger dableiben werde. Er fügte hinzu, daß er sich der Bekanntschaft Steltings, wie der meinigen freue und daß er gediegene Unterhaltung liebe, da er selbst, bevor er den Soldatenstand gewählt, zwei Jahre studirt habe. Junge Gemüther führen gleiche Neigungen leicht näher zusammen, und so schieden wir, als wären wir ältere Bekannte.

Weyhern gesellte sich nach und nach als dritter Freund zu Stelting und mir. Wir beide fühlten recht wohl, daß er uns nach fast allen Richtungen überlegen war und es schmeichelte uns nicht wenig, im vertraulichen Verkehr mit einer so seltenen Persönlichkeit zu stehen.

Nach und nach entdeckten wir immer mehr vorzügliche Eigenschaften und staunten oft über die Fülle reicher Gaben, welche die Natur an ihn verschwendet hatte. Ueberall war er zu Hause, und wo es einmal nicht der

Fall war, hatte er eine Art und Weise, die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand zu lenken oder wegzuscherzen, daß die Zuhörer glaubten, er wisse mehr als sie und wolle nur zurückhalten, um nicht immer Andere in den Schatten zu stellen.

Die körperlichen Uebungen, als Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, konnte man nicht kraftvoller und zugleich anmuthiger, (ja ich muß einmal dieses den Frauen zukommende Wort auf einen Mann anwenden) ausführen sehen. Wenn er Etwas that, schien die ganze Seele dabei zu sein und doch hatte er Augen und Ohren nach allen Richtungen offen. Seine Unterhaltungsgabe war, wie ich schon erwähnte, zuweilen wahrhaft hinreißend. Doch ungehörigen Ansprüchen gegenüber war er der zugeknöpfte, vornehme Mann. Wer ihm einmal ungebührlich oder vertraulich, wo er es nicht wünschte, entgegen kam, that es gewiß nicht zum zweiten Mal. Klavier und Geige spielte er vortrefflich, dabei sang er mit der eindruckreichsten Stimme auserwählte Lieder, und hatte gerade soviel Talent zum Malen, welches aber auch hinreichend ausgebildet war, daß er in den Augen der Künstler als halb zu ihnen gehörend betrachtet wurde. Besonders zeichneten ihn ursprüngliche Einfälle aus, die das Gepräge des Komischen in einer so lebendigen Weise an sich

trugen, daß mancher Künstler ihn um diese Erfindungsgabe beneidete. Wenn er nun häufig die Ideen nur skizzirte, so war es immer in leichter genialer Manier. Außerdem hatte er eine Art mit den Menschen zu verkehren, wie ich sie gleichfalls nie wieder gefunden. Jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht kam zu seinem Rechte. und es machte mir häufig Spaß, wenn ich nach größeren Festen, wo das Publikum, wie es in kleineren Orten häufig der Fall ist, gemischt erschienen war, von den verschiedensten Seiten zu hören bekam, wie der und jener sich von ihm für besonders ausgezeichnet hielt.

Es bedurfte nicht langer Zeit, daß Richard Weyhern der Löwe des Tages wurde, und die Pause war noch kürzer, während welcher er Nachahmer fand, die aber nur als schattenhafte Karikaturen seiner Person sich erwiesen.

Stelting und ich, die ihn nun zumeist beobachten konnten, begeisterten uns immer mehr für ihn. Es war eine unsägliche Ausgiebigkeit in seiner Natur vorhanden. Er war immer der witzige, gesprächige Gesellschafter, auch wenn wir uns allein befanden. Es liegt etwas fast Berückendes in einer groß angelegten, männlichen Erscheinung. Wir empfanden das wohl, doch äußerten sich die Folgen bei jedem anders.

Stelting, der sich, wie sein Vater, dem Forstfach zu

widmen gesonnen war, bewunderte neben den äußeren Vorzügen Weyherns besonders dessen ausdauernde Genußfähigkeit. Der athletische Körper konnte viel Strapatzen, aber auch viel Vergnügungen aushalten. Stelting hingegen war bei schwacher Gesundheit mit Genußsucht begabt, ohne viel Genußfähigkeit zu besitzen. Er konnte sich, wie der Volksausdruck bezeichnend sagt, „nicht viel bieten." Es entstand nun, wo dieses mehr bei ihm hervortrat, oft Mißstimmung, die ich mittragen mußte. Allein zuweilen verstimmte mich seine Grämlichkeit dermaßen, daß ich ihn verließ und mich nach dem schönen Wald wendete, der eine Viertelstunde vor der Stadt beginnt.

Dort überkam mich eine größere Ruhe. Ich suchte die inneren guten und bösen Eindrücke zu ordnen und meine Seele in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen, welches, ich empfand es mehr und mehr, mir schon lange fehlte. Die vollendet schön erscheinende, männliche Natur Weyherns gab mir viel zu denken, und führte mich zu mir selbst zurück. Es war mir immer, als sollte sie beweisen, wie dem Ideale, welches dem Geiste von dem wahren, ganzen Menschen vorschwebt, zuweilen der Einzelne nahe kommt. Konnte nun aber dem Ideal nicht auch von Anderen, die ein weniger schönes Aeußere besaßen,

nachgestrebt werden, und hatte ich demselben nachgestrebt?

Die Antwort fiel verneinend aus. Ich hatte ja bisher vom Strudel des allgemeinen Treibens der Menge mich fortschieben lassen. Es sollte und mußte nun anders werden.

Eine heiße Sehnsucht nach einem veredelten Leben überkam mich. Ich legte dieselbe oft in Gedichten nieder. Stelting, ich nahm es deutlich wahr, verstand mich nicht.

Ueberhaupt darf man bei großen Uebergangsepochen des inneren Lebens wohl nie auf das Verständniß Anderer rechnen, weil sie, mit seltenen Ausnahmen, in diese Kämpfe, die man wenn auch mit Mühe allein durchführen muß, sich nicht hineindenken können.

Da ich auf diese Weise mehr als sonst mit mir beschäftigt war und meine Gedanken sich von äußeren Eindrücken abwendeten, hatte ich nicht darauf geachtet, daß Stelting manche Abendstunde länger als sonst ausblieb. Waren wir mit Weyhern zusammen, so war ich immer derjenige, welcher zum Aufbruch trieb, während er stets den oder jenen Vorwand bereit hatte, der ihn zum ferneren Verweilen Veranlassung gab.

So war ich, da meine Studien nun in anderer, meinem künftigen Stande würdigeren Art betrieben wur-

den, eines Abends früher als sonst zurückgekehrt, hatte gearbeitet, etwas musicirt und wollte mich eben niederlegen, als mein Stubengenosse rasch die Treppe heraufeilte, in die Stube trat, die Mütze mit verzweifelter Geberde und dann sich selbst auf einen Stuhl warf, indem er in großer Aufregung Verwünschungen ausstieß.

Meine Fragen ließ er zunächst unbeantwortet. Bald aber wurde mir klar, daß er gespielt und dabei bedeutende Verluste erlitten hatte. Sollte ich ihm Vorwürfe machen? Das wäre ebenso thöricht gewesen, als einen dem Ertrinken nahen Menschen vorzuwerfen, daß er in das Wasser gegangen sei. Also ließ ich ihn erst eine Weile austoben und sah voraus, daß es ihm selbst Bedürfniß sein würde, nach dem heutigen Sturme sich auszusprechen. Meine Erwartungen wurden nicht getäuscht und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß dieses Vergnügen nicht zum erstenmal, sondern schon lange mit wechselndem Erfolg von einigen jungen Leuten, besonders aber durch Weyhern hervorgerufen, betrieben worden war.

Steltings Mittel und Credit waren nach häufigen Verlusten ziemlich erschöpft und, da er wußte, daß ich in den letzten beiden Semestern weniger als sonst gebraucht hatte, von zu Hause aber einen guten Wechsel besaß, so wendete er sich an mich mit dem Anliegen ihm aus der Noth

zu helfen, da er für Zahlung einer Spielschuld sein Ehrenwort verpfändet habe.

Es folgten nun allerdings einige unerquickliche Auftritte, deren Ende war, daß er, halb gezwungen, mir das Versprechen gab, nicht wieder an dem Spiele Theil zu nehmen. Mein Geld, womit ich manches Luftschloß, besonders eine Ferienreise zu Verwandten, gebaut, mußte ich so gut wie verloren betrachten, da die Verhältnisse Steltings von Hause aus nicht die besten waren. Allein nicht nur die Entdeckung, daß Stelting dem häßlichen Laster des Spieles gefröhnt hatte, mehr noch daß Weyhern und zwar in leidenschaftlichster Weise dabei betheiligt gewesen, ließ diese Nacht keinen Schlaf in meine Augen kommen.

Dieser sonst vorzügliche Mensch hatte also auch seine schwache Stelle, und zwar eine solche, die mit der Zeit alle guten Kräfte überwuchern konnte.

Jung, erregt, begeistert wie ich damals war, kamen mir hundert Einfälle, wie er zurückzubringen wäre, und als der Morgen herauf dämmerte, mein Kamerad noch fest schlief, kleidete ich mich an und eilte nach der Wohnung des mir zum Freund gewordenen Mannes.

Der Bursche des Lieutenants wollte mich nicht einlassen, da sein Herr noch schlief. Ich verschaffte mir jedoch

Eingang, setzte mich in seinem Zimmer an das Fenster, nahm ein Buch und las darin.

Es dauerte nicht lange und der Erwartete trat ein, sein Erstaunen über meinen frühen Besuch äußernd.

Ohne mich lange zu besinnen, sprach ich die Veranlassung zu demselben aus und beschwor ihn, die böse Neigung, die manchen tüchtigen Charakter zu Grunde gerichtet, aufzugeben.

Nachdem er mich hatte aussprechen lassen, bestellte er Kaffee für uns beide, reichte aus zierlicher Cigarrentasche, welche jedenfalls schöne weibliche Hände gestickt, Cigarren, schenkte ein, lehnte sich gemüthlich in den Armstuhl zurück und erwiederte:

„Jedem Andern als Dir, Brüderchen, würde ich entweder gar nicht oder sehr derb geantwortet haben, denn ich lasse mir nicht in meine Angelegenheiten reden. Meine Kräfte und Anlagen sind der Art, daß ich damit ohne fremde Hülfe fertig werden kann und muß. Beobachte meine Lebensweise und Du wirst finden, daß ich in jeder Beziehung ein mäßiger Mensch bin. Du wirst nie Gelegenheit haben mich angetrunken oder gar betrunken zu sehen. Derartige Zustände widern mich an, und der Ekel mit dem ein betrunkener Mensch, als ich dies Schauspiel in der Kindheit sah, mich erfüllte, reichte hin,

um mich für das ganze Leben vor dergleichen Ausschreitungen zu bewahren. Ueberhaupt halte ich jede Leidenschaft, als meiner unwürdig, von mir entfernt. Zuweilen jedoch bedarf ich einer gewissen Aufregung, um nicht der Alltäglichkeit anheim zu fallen, und da das Spiel reizt, ohne meiner Seele Schaden zu bringen, höchstens dem Geldbeutel hin und wieder Ebbe bereitet, gestatte ich mir diese Zerstreuung. Was Du von „Macht über die Seele einräumen“ sprichst, ist Unsinn. Damit das nicht geschehe, habe ich meinen gesunden Menschenverstand, welcher mir immer sagt, wenn es Zeit ist aufzuhören. Freund Stelting hat Dir wohl vorlamentirt? Solche halbe Menschen, die aus Willen, Schwäche, Dreistigkeit und Feigheit zusammengesetzt sind, sollten sich einer tüchtigen, Kraft erfordernden Aufregung gar nicht aussetzen, denn sie verstehen nicht, damit fertig zu werden. Aber nun laß die Sache ruhen, — es ist abgemacht. Das eine Stückchen, wo der schwache Mensch aus mir heraus blickt, mußt Du übersehen können. Ich lege es vielleicht in den Jahren der Weisheit, aber jetzt gewiß nicht ab.“

Trotz dieser diktatorischen Rede machte ich noch einige Einwürfe, wurde aber in heiterer Weise zur Ruhe verwiesen. Zuletzt nahm ich an, daß er bei seinem Charakter

wohl für sich einstehen könne und der Eifer, ihn zu bekehren, erschien mir fast lächerlich.

Nachdem ich noch eine Weile an den treffenden, witzigen Einfällen, gesunden Ansichten und der prächtigen Persönlichkeit des Mannes mich ergötzt, denn sein Wesen sprudelte an diesem Morgen, von geistiger Kraft erfüllt, über, ging ich in meine Wohnung zurück und fand hier ganz das Gegenstück von dem, was ich eben erlebt hatte.

Leidenschaft, Nachtwachen, wohl auch ein Verzehren größerer Quantitäten Bieres oder Weines als seiner Organisation zuträglich gewesen, machten durch die übelsten Folgen ihre Rechte bei dem in jeder Art schwächeren Mann geltend. Dem Leser will ich das Bild nicht ausmalen. Vielleicht ward auch ihm schon der Anblick eines Jünglings zu Theil, bei dem die durch Uebertreibung mißbrauchten Kräfte in den Zustand geistiger und körperlicher Erschöpfung überzugehen beginnen. Ein Paar Schritte weiter und ein solcher Mensch eilt seinem Untergang unaufhaltsam entgegen.

Obgleich mich der Zustand Steltings mit Widerwillen erfüllte, (noch besaß ich nicht die Milde, die wir unsern Mitmenschen gegenüber sollen walten lassen), stand der Entschluß in mir fest, ihn von dem Abgrunde, dem er zutaumelte, zurückzuziehen.

Der Thor gestand mir in einer längeren, ernsten Unterredung, daß ihn Weyherns Wesen nicht allein zur Nachahmung gereizt, sondern daß er suchte, was ihm an erfolgreichen Vorzügen desselben abging, durch Uebertreibung besonderer Eigenschaften und Gewohnheiten dieses seltenen Mannes zu erreichen.

Das gab nun allerdings ein Abbild, aber ein verzerrtes. Stelting blieb nicht der einzige, der es so machte. Er fand Mitgenossen.

Der einzige, wahre und bleibende Eindruck, den eine Persönlichkeit machen kann, wird eben nur durch die natürliche Wirkung der Selbständigkeit, die einem Jeden theils angeboren, theils durch die ihm zum Eigenthum gewordene Bildung, die sich der Natur einverleibt, erreicht.

Weyhern und Stelting übten nach ihrer Weise den größten Einfluß auf mich. Mehr und mehr befestigte sich mein Charakter, das Innere rang sich frei, es schüttelte die schädlichen äußeren Einflüsse ab.

Weyhern regte mich fort und fort zum edeln Streben an. Stelting gegenüber wurde der moralische Halt fester, da ich vermittelst desselben auch ihm aufhelfen wollte, also doppelter Kraft bedurfte. Wenn ich nun auch ziemlich viel bei ihm erreichte, so gelang es doch nicht, ihn ganz zu heilen, er fiel öfter in die früheren Fehler zurück

und ich konnte mir nicht verhehlen, daß meine Neigung zu ihm sich abschwächte.

Die Jahre des Universitätslebens waren vorüber, die Examina bestanden und ich stand im Begriff die Stellung eines Hauslehrers in einer vornehmen Familie anzutreten, als mein Vater erkrankte, und mir durch Vermittelung einflußreicher Bekannten meines Vaters die Gunst gewährt wurde, als Gehülfe desselben in die Heimath zu gehen. Stelting hatte schon früher, ehe er ausstudiert, sich einer anderen Universität zugewendet. Da Briefwechsel nicht statt fand, so hatten wir lange nichts von einander gehört.

Weyhern war mir eng verbunden geblieben. Wir durchlebten und trieben zusammen, was unsere gemeinschaftliche Theilnahme erregte, im Uebrigen aber ging Jeder seinen eignen Weg.

Als ich Abschied von ihm zu nehmen mich anschickte, traf ich ihn in besonderer Aufregung. Er sagte mir, er habe sich den Abend vorher mit einem liebenswürdigen, jungen Mädchen verlobt.

Es war mir bekannt, daß man schon davon als wahrscheinlich gesprochen. Ich hatte ihn aber nie darum gefragt, und da ich die junge Dame nicht kannte, blieb die Angelegenheit zwischen uns unerörtert.

Die Verhältnisse wären, wie er bemerkte, sowohl seiner Stellung, als auch seinen Ansprüchen günstig und doch befinde er sich heute in einer gewissen Unruhe, deren Grund er mir, als seinem verständigsten Freunde, darzulegen gedenke. Er habe am Morgen des heutigen Tages einen Blumenstrauß der Dienerin des Hauses übergeben wollen, und als er den Hausflur betreten, sei er Ohrenzeuge eines unerquicklichen Zwistes geworden, bei welchem seine sanft scheinende Braut nicht die zarteste Rolle gespielt habe.

Nun gebe er zu, daß das Gemüth der Frauen in Wirthschaftsangelegenheiten und besonders dem Dienstpersonal gegenüber zuweilen eine etwas rauhe Seite herauskehren müsse, allein die Sache habe ihm, der auf dem Wege dahin erfüllt von poetischen Empfindungen gewesen sei, gar nicht gefallen. Er habe sich, ohne die Blumen abzugeben, fortgeschlichen. Da stünden sie nun noch auf dem Tische und erinnerten ihn an den unangenehmen Vorfall.

Ich that was ich konnte, ihn zu beruhigen und das Mädchen zu entschuldigen, allein im Innern fand ich seine Gefühle vollständig gerechtfertigt. Es war für ein edles, weibliches Gemüth zu früh, den Tag nach der Verlobung in solche Atmosphäre herabzusinken.

Nach mancherlei Verabredungen, wie und wo wir uns wiedersehen könnten, schieden wir mit dem Versprechen, uns zuweilen zu schreiben.

Meine Sachen waren bald gepackt, Besuche und Geschäfte erledigt. Schulden hatte ich nicht, also konnte die Reise ungehindert angetreten werden.

Es war ein heller Wintermorgen, als ich meiner Heimath entgegen fuhr.

Von den verschiedenen Empfindungen, welche auf der Reise mich bestürmten, schweige ich, hat ja doch jeder Mensch unter ähnlichen Verhältnissen Gleiches erlebt und ich erwähne nur, daß, je näher ich der Heimath kam, um so mehr die Sehnsucht wuchs, diese zu erreichen. Meine Gedanken beschäftigten sich vorzugsweise mit Allem, was sie betraf, weniger mit der eben verlassenen Stadt und den dort zurückgebliebenen Zuständen.

Meinen Vater fand ich kränker, als ich erwartete. Einem chronischen Leiden, welches ihn schon lange belästigte, hatte sich ein leichter, vor kurzem erlittener Schlaganfall zugesellt, der ihm besonders des freien Gebrauches der unteren Gliedmaßen beraubte, und, obgleich der Geist noch klar geblieben, eine weiche, traurige Stimmung erzeugt hatte.

Die Tante war gleichfalls schwächer geworden und

klagte, daß die Führung des Haushaltes ihr schwer zu werden beginne. Es war mit einem Worte ein trüber Geist in unser Haus gezogen.

Meine Rückkehr fachte wieder etwas frisches Leben an. Ich unterhielt den Vater manche Stunde und las des Abends (es war im Januar) ihm und der Tante vor. Allein die dadurch gebotene Zerstreuung brachte die frühere, ruhige Heiterkeit nicht wieder zurück.

Der Winter ging zu Ende und der Frühling trat verstohlen hier und da auf. Er gab seine Nähe durch kleine Neckereien kund, wurde aber noch vom zögernden Winter zurückgeschlagen.

Der Vater sehnte sich hinaus in das Freie. Er hatte den Gebrauch der Füße in etwas wieder erlangt, und ich war mit ihm auf den freien Platz vor unserm Hause gegangen, als wir den Boten, welcher Waaren, Hausbedarf und Briefe aus den umliegenden Orten für uns und die Oberförsterei besorgte, gewahr wurden.

Franz Stolte, der eigentlich seines Berufes Steinhauer war, hatte dieses Gewerbe aufgeben müssen, weil ihm bei irgend einer Gelegenheit ein Stein auf den linken Arm gefallen war und denselben so beschädigt hatte, daß er die zu seinem Stande erforderlichen Arbeiten nicht mehr verrichten konnte. Zu derselben Zeit war die Stelle

des Boten im Hause des Oberförsters und meines Vaters frei geworden, die er um so lieber annahm, da er, eine etwas schwärmerische Natur, wie man sie bei Waldbewohnern zuweilen findet, wohl zufrieden mit der Beschäftigung war, die ihm den Genuß der Natur, die Muße zum Nachdenken und den Verkehr mit gebildeten Menschen gestattete. Auf Letzteres legte er besonders großen Werth.

Dieser Mann also, (er mochte die dreißiger Jahre angetreten haben), kam uns mit fröhlichem Gesicht entgegen.

„Heute bringe ich etwas besonders Gutes," rief er noch fern, und als er sich mehr genähert, fügte er hinzu, er habe ein liebes, feines Briefchen an die Tante mitgebracht und es sei ihm, als könne dasselbe uns nur Freude bereiten.

Wir folgten ihm in das Haus, wo er die mitgebrachten Sachen auskramte und wirklich — unter den Briefen befand sich einer, der auf feinem Papier so durchsichtig feine Buchstaben zeigte, daß schon die Aufschrift wohlthat. Als ich das kleine, reizende Ding in die Hand nahm und es umwendete, da trat auf dem Siegel, etwas erhaben, eine zierliche Rose, von eben so zierlich ausgeprägten Blättern umgeben, hervor.

Die Tante befand sich im oberen Stockwerk des Hauses. Es währte ein Weilchen, ehe sie herab kam. Meine Ungeduld wuchs.

Es mußte natürlich erst die Brille hervorgeholt, in den Sorgenstuhl am Fenster zurecht gesetzt, die Fußbank untergeschoben und dann sehr bedächtig gelesen werden, ehe ich etwas erfuhr.

Endlich war die Tante fertig, sie theilte uns den Inhalt sogleich mündlich mit und überließ es uns, das Erzählte nochmals zu lesen.

Der Brief kam von der Tochter einer verstorbenen Jugendfreundin der Tante. Diese Dame hatte ihr Kind, (der Vater desselben war schon früher gestorben) auf dem Sterbebette meiner Tante, die zugleich dessen Pathin war, empfohlen und die Zusage erhalten, daß sie der Waise, sobald es nöthig erscheine, sich annehmen wolle. Für die nächste und auch weitere Zukunft des Kindes hatte die besorgte Mutter die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen.

Nach ihrem Tode wurde dasselbe einer im guten Rufe stehenden Erziehungsanstalt auf dem Lande zur Förderung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten übergeben. Wenn sie diesem Kreise entwachsen sei, sollte sie noch einige Jahre in der größeren Stadt des Bezirkes bei einer

Anverwandten zubringen, welche bei trefflicher Gesundheit und mit den besten Eigenschaften einer wahrhaft gebildeten Frau begabt, die letzte Hand an die Ausbildung der Jungfrau zu legen geeignet erschien. Diese Zeit war nün auch verflossen, und das siebzehnjährige Mädchen sollte, ebenfalls nach einer und zwar der letzten Bestimmung der weit aussehenden Mutter, den Rath der Verwandten, bei der sie sich befand, wie den meiner Tante einholen und dann nach eignem Ermessen einem der von Beiden vorgeschlagenen Lebenswege sich zuwenden.

Vor allen Dingen, schrieb das junge Mädchen am Ende des Briefes, wünsche sie sich in Zukunft nützlich zu machen und die Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die sie erworben, auf praktische Weise zu verwerthen. Sie habe bisher nur eingesammelt und wolle nun auch austheilen. Ihre Anverwandte wolle sie im Hause behalten, allein sie finde keine genügende Beschäftigung, da die noch rüstige, heitere und liebenswürdige Frau keine Pflege beanspruche, ja selbst kleine Aufmerksamkeiten zurückweise, sie sei von je her gewöhnt sich immer selbst zu bedienen und zu den häuslichen Verrichtungen befinde sich eine bewährte, ältere Dienerin im Haushalt.

Wüßte die geliebte Freundin der Mutter eine Familie, in der die Unterzeichnete Hülfe leisten und sich nütz-

lich machen könne, oder eine Erziehungsanstalt, wo sie als Lehrerin jüngerer Kinder ein geeignetes Feld für die Anwendung ihrer Fähigkeiten finde, so würde sie dankbar einen derartigen Vorschlag annehmen. Wenn es ihr erlaubt sei, noch einen Wunsch auszusprechen, so bestände derselbe darin, daß sie bei Annahme einer künftigen Lebensstellung den Aufenthalt auf dem Lande jedem städtischen vorziehen würde. Als Nachschrift, die ja keinem Schreiben aus weiblicher Hand fehlen darf, um es vollständig zu machen, stand am untern Rande, der lieben Pathe sei jedenfalls bekannt, daß Gehalt nicht beansprucht werde, da die Eltern in bester Weise für Sicherung des hinterlassenen Vermögens Sorge getragen hätten.

Heitrer Lebensmuth, zarte Weiblichkeit leuchtete aus dem übrigen Inhalt des Briefes hervor. Auch die Unterschrift: Ihre gehorsamste Rosa Wald, fand ich höchst wohltönend.

Mein Rath war sogleich im Geiste gegeben, aber ich hielt ihn zurück. Die Lebensklugheit hatte ich doch, nicht zu verrathen, was ich wünschte, denn gerade das konnte die Tante zögern lassen.

Sie überlegte ein Weilchen, las dann nochmals und wendete sich an den Vater mit der Frage, was er wohl

meine, wenn sie, da ihr die Wirthschaftssorgen und Arbeiten zuweilen sehr beschwerlich fielen, das junge Mädchen einlüde, eine unbestimmte Zeit nach Steinthal zu kommen, ihr in den Geschäften des Haushaltes beizustehen und dann nach Belieben den Aufenthalt zu verlängern oder zu ändern, man müsse ja gegenseitig prüfen, ob die Charaktere zusammen paßten?

Der Vater gab seine Zusage, auch ich stimmte in aller Ernsthaftigkeit bei.

Die Aussicht ein frisches, jugendliches Element mehr um sich zu haben, belebte den alten Mann mit Hoffnungsgefühlen. Am liebsten hätte ich augenblicklich die Antwort selbst geschrieben, doch wagte ich den Vorschlag nicht zu machen und da einen Brief zu schreiben für meine Tante so wichtig war, als gälte es die größte Haupt- und Staatsaction vorzunehmen, so vergingen vier Tage ehe das Schreiben zum Abschicken reif war.

Die Rückantwort ließ nicht lange auf sich warten. Die Anverwandte des jungen Mädchens war im Begriff eine Reise anzutreten und gedachte dieselbe vorher nach Steinthal zu geleiten. Bei dieser Gelegenheit sprach die ältere Dame zugleich ihre Freude aus, meine Tante, die sie ebenfalls in der Jugend gekannt hatte, auf kurze Zeit wiederzusehen.

Die Schrift des Briefes, den die Beschützerin geschrieben hatte, war steif und fein, der Styl sehr höflich, aber etwas schwerfällig und es kam plötzlich ein Gefühl wie Furcht über mich.

Wenn nun Rosa, die ich als hübsch, munter, freundlich und mit sonstigen wünschenswerthen Eigenschaften begabt, mir vorgestellt hatte, meinen Erwartungen nicht entspräche und vielleicht unschön, anspruchsvoll, geziert, kurz ganz anders sich darstellte?

Es waren nun böse Tage für mich gekommen, die Tage der Erwartung. Ich konnte die Gedanken, die plötzlich häßlich malten, nicht los werden.

Es gab im Hause nun mancherlei zu überlegen und zu ordnen. Die Tante hatte Kopf und Hände voll zu thun.

Besondere Ueberlegung erforderte die Frage, welches Zimmer Rosa zum Aufenthalt anzuweisen sei. Vater und Tante wohnten seit des Vaters letztem Schlaganfall zu ebener Erde, mein Zimmer war das im oberen Stock befindliche, welches die Aussicht über die Gegend ringsum gewährte. Diesem gegenüber lag, durch den Vorsaal getrennt, gleich schöne Aussicht bietend, das Zimmer, welches meine Mutter früher bewohnt, während das meine der Vater zu jener Zeit inne gehabt hatte.

Das Zimmer der Mutter war in dem Zustand geblieben, in dem es sich bei ihrem Tode darstellte. Es war von uns stets wie ein Heiligthum betrachtet und gehütet worden und ich wunderte mich, als der Vater erklärte, dieses Zimmer solle nun dem jungen, uns noch unbekannten Mädchen eingeräumt werden. Ehe die Zweifel ihrer Liebenswürdigkeit in mir aufstiegen, hätte ich es wahrscheinlich auch passend gefunden. Jetzt aber war ich nicht einverstanden, schwieg jedoch dazu. Dem alten Mann wagte ich überhaupt selten zu widersprechen.

Die Tante war mit dieser Einrichtung einverstanden. Ihr weiblicher Zartsinn fand aber sogleich heraus, daß Rosa und ich nicht allein das obere Stockwerk bewohnen könnten, weshalb sie vorschlug, ich möchte ihre Stube und sie wolle die meinige einnehmen. Der Vater billigte den Plan. Mein Mißbehagen gegen das Mädchen wuchs, denn ich liebte den Aufenthalt in meinem Zimmer sehr. Besonders entzückte mich die Aussicht über die Gebirge, doch fügte ich mich den Anordnungen und nun keimte der Wunsch auf, daß die verschiedenen Partheien sich nicht zusagen und die früheren Zustände wieder zurückkehren möchten.

Der Tag, wo die Gäste einzutreffen gedachten, war heran genaht. Der Frühling hatte nun vom Lande Be-

sitz genommen. Ueberall war ein fröhliches Drängen, Knospen und Blühen. Die Tante hatte manchen Blumenstrauß aufgestellt und die Sonne vergoldete und verschönte die einfache Pfarrwohnung mit ihr um die Wette — und siehe! Da kam auch Franz und brachte einen Strauß der ersten Waldblumen, unter denen eine Rose prangte, die er in seinem Stübchen gezogen und die ihr Sommerkleid vorzeitig angethan hatte.

„Na, Franz," sagte ich in bitterer Stimmung, „das konntest Du Dir auch sparen. Die Stadtdamen werden Deine zarte Aufmerksamkeit nicht bemerken. In der Stadt, wo Alles vom Gärtner gekauft wird, wissen sie nicht, was es heißt, Rosen im Winterstübchen aufzuziehen."

Er sah mich ganz betroffen an und erwiderte nach kurzer Pause: „Herr Pfarrer, das glaube ich nicht. Das Briefchen hat mich gleich erfreut mit seiner so klaren Schrift, wie sie nur aus gutem Herzen kömmt; ich verstehe das. Es gehen mir ja viele Briefe durch die Hände, und da habe ich die Aufschriften stets mit Bedacht gelesen. Ich täusche mich nicht und lese aus jeder, was dahinter steckt. Was man so gemeinhin „Schön" nennt, braucht die Schrift gar nicht zu sein, denn es schreibt Mancher schön und das Herz ist häßlich. Aber es liegt ein gewisses Etwas in den Schriftzügen, was ich Ihnen

nicht deutlich machen kann. Das giebt die Seele wieder, und ich will in ein Paar Wochen nachfragen, ob ich mich irrte. Uebrigens habe ich von jeher jedem Besuch, der von auswärts kam, auch wenn er in unsrer armen Hütte einkehrte, Blumen entgegen gebracht. Unser Willkommen ist ein guter Menschengruß. Aber wenn der Fremde in einen unbekannten Raum einzieht und das Auge fällt auf Blumen, dann ist es, als ob ein Gottesgruß ihm entgegen komme, er fühlt sich nun gleich zu Hause und zwar in einer sehr lieben Heimath."

Darauf ließ er mich stehen, schritt die Treppe hinauf und ersuchte meine Tante ihn die Blumen in Rosas Zimmer aufstellen zu lassen. Sie gewährte es gern, und er trug sie auf ihr Arbeitstischchen. Ich sah sie später daselbst stehen. Franz hatte mich eigentlich beschämt. Ich schwankte. Sollte ich auch noch Blumen holen? Es war nun schon spät. Die Gäste konnten jeden Augenblick kommen, und wenn ich Blumen brachte, hätten sie schöner sein müssen. Ich unterließ es demnach. Noch mit diesem Gedanken beschäftigt ging ich im Garten auf und ab, als ich einen Reisewagen den Berg herunter gleiten sah.

Vater und Tante wurden benachrichtigt. Franz befand sich schon vor der Hausthür. Wenige Minuten ge-

nügten, die Kutsche fuhr näher und hielt an. Die ältere Dame bog sich weit heraus und verdeckte dadurch die neben ihr Sitzende. Ich eilte an den Wagenschlag und, indem ich zu öffnen im Begriff stand, schaute ich in ein Gesicht, so frisch und rosig, so lieblich lächelnd, als wenn des lieben Herrgotts gesegneter Sonnenschein nach langen trüben Wintertagen fröhlich und beglückend vom Himmel auf uns arme Menschenkinder herabblickt. Diese Augen drangen sogleich tief in das Herz, denn es lag eine so unendliche Güte in dem Blicke, daß man beim ersten Anschauen ganz bezaubert wurde.

Während dieser Eindruck mich gefangen nahm, stieg die ältere Dame aus. Rosa bot mit kindlichem Vertrauen mir die Hand und ließ mich auch ihr helfen. Ich hatte mich oft bei dergleichen Gelegenheiten über die Zimperlichkeit junger Mädchen geärgert, wenn sie schnippisch die einfachsten Ritterdienste ablehnten. Das gegenseitige Willkommen war herzlich und Zutrauen erweckend.

Nachdem die Damen in dem Fremdenzimmer, welches Rosas Tante angewiesen, ihrer Reisehüllen sich entledigt, kehrten sie in das ebenfalls zu ebener Erde gelegene, gemeinschaftliche Wohngemach zurück, wo das Mittagsbrod bereit stand. Schlank und biegsam, aber die schönste Rundung in den Formen des Körpers verrathend, erwies sich

Rosas mittelgroße Gestalt. Sie bewegte sich leicht und zierlich und gab bald Gelegenheit zu bemerken, daß sie, ein echt weibliches Gemüth, stets auf die Bedürfnisse der Umgebung bedacht war.

Der Vater, die Tante, Franz, das Dienstmädchen, ja auch ich konnten die Augen nicht von ihr abwenden und schon an diesem Tage fuhr mir durch den Sinn: Lieber Gott was hast Du da für ein Meisterwerk geschaffen!

Nach Tische beim Kaffee, den Rosa einschenkte, theilte die Tante ihr mit, daß sie ein besonderes Zimmer zu ihrem künftigen Aufenthalt eingeräumt fände. Freudig klatschte Rosa in die kleinen Hände, — sie hatte noch nie einen Raum zur eignen Verfügung gehabt.

Ueber die aufgestellten Blumen, die sie bisher gesehen, war sie gar fröhlich. Sie liebte die Blumen, wie sie sagte, über Alles.

Nun ging es hinauf zu ihrem Stübchen. Wir sollten alle mit kommen, rief sie heiter; und als der Vater meinte, er sei zu unbehülflich die Treppen zu steigen, glitt eine rührende Traurigkeit über das Gesicht des süßen Geschöpfes. Sie nahm seine Hände, küßte und streichelte sie sanft.

Wir gingen hinauf. Sie trat ein, — und nun brach ein wahrer Jubel aus. Ach das war ja Alles so prächtig und schön! Das solle ihr gehören! Sie schaute sich um. Ihr Blick streifte den Blumenstrauß. Franz hatte sich leise hinter mich gestellt und blickte, auf den Zehen stehend, über meine Schulter. Sie nahm das Glas vom Tisch, sah die Rose mit einem innigen Blick an und schlug das ausdrucksvolle Auge, wie fragend, zu mir auf. Die Jugend errieth, daß nur ein junges, lebenglühendes Herz diese zarte Aufmerksamkeit widmen konnte. Beschämt blickte ich zu Boden und beneidete Franz im Stillen.

Dieser flüsterte mir leise zu, ich möchte nicht verrathen, daß die Gabe von ihm herrühre. Er hatte mit feinem Takt errathen, was in mir vorging. Rosa hat erst später den Zusammenhang erfahren.

Die Anverwandte Rosas verließ uns am nächsten Tage. Sie schied mit der Ueberzeugung, daß ihr liebes Pflegekind wohl aufgehoben sei und den seiner Natur und seinen Anlagen zusagenden Wirkungskreis für die nächste Zukunft gefunden habe.

Ein neues Leben begann nun in unserem Hause.

War Rosa mit dem Frühling eingezogen, oder war nicht vielleicht der Frühling mit ihr eingezogen? Es war ja Alles jetzt so anders wie früher. Ueberall Luft, Liebe, Sonnenschein, Heiterkeit und Glück. Was doch so ein liebes, herziges Menschenkind für Wunder zu thun vermag! Die Menschen gehen, sprechen, tanzen, singen und lachen, sie besitzen sonst noch andere Eigenschaften, um sich und andere zu erfreuen. Wie aber erschienen alle diese natürlichen Zugaben des Lebens bei Rosa? Ihre Gestalt war von einer solchen Elastizität, daß es schien, als würde sie von selbst getragen. Wenn sie vor mir her durch den Wald oder auf den Höhen der Berge schritt, wo der Himmel über uns blaute und wir weit hinaus schauen konnten über das Land, bis in die träumerisch verschleierte Ferne, so fürchtete ich oft unwillkührlich, daß sie hinaufgezogen würde in ein höheres Reich, — sie schwebte ja so leicht dahin, als berühre sie den Erdboden nicht!

Welche Seligkeit durchrieselte mich, wenn sie bei einbrechender Dunkelheit auf abschüssigen Pfaden so kindlich, unschuldig sich auf mich stützte, wenn ihre rosigen Lippen mir einen fröhlichen Dank zuriefen!

Eines Abends kehrte ich spät zurück. Ein Kranker

hatte meinen Trost verlangt. Durch die Stille und das Dunkel ertönte Gesang. Leise lehnte ich mich an das Fenster des Erdgeschosses. Da saß das holde Mädchen, eine Harfe vor sich. Sie griff in die Saiten und ließ diese zu ihrem Gesang erklingen. Mein alter, kranker Vater hörte ihr entzückt zu, sein Gesicht war ein anderes; die Spuren der Leiden waren verschwunden, es lag eine wahre Verklärung darauf. Meine Tante, die eifrigste Strickerin, die ich nie die Hände in den Schooß hatte legen sehen, weder bei den angenehmsten Unterhaltungen, noch wenn wir vorlasen, hatte den unvermeidlichen Strickstrumpf fallen lassen und war ganz Ohr. An der Schwelle der Thüre, eine Thräne nach der anderen leise trocknend, befand sich Franz. Er hörte zu.

Der Fensterflügel stand etwas offen. Nichts entging mir von dem wunderbar schönen Genuß. Die Stimme Rosas war nicht sehr stark, aber rein, frisch, von seltener Höhe und es lag eine Weichheit, eine Seele in dem Ton, der hineingriff in die Tiefen des Gemüthes, daß es sich hob und beugte vor der überwältigenden, heiligen Macht, welche diese Töne verriethen, vor der Macht, welche die opfernde, hingebende Liebe des Weibes verkündete. Gerade diese Liebe ist es, welche uns Männer am meisten fesselt, beglückt und unterwirft.

Der Gesang war verklungen. Ich lauschte noch, denn es war mir, als könne er nicht enden, als müsse er fort und fort rauschen, hin durch die Welt ziehen, um sie aufzurütteln aus dem Schlafe, sie zur Offenbarung führen und verkünden, daß nur Liebe und immer wieder die heilige, wahre Menschenliebe, wie sie Rosas Herz, ich wußte es, erfüllte, die armen Menschen erlösen, erquicken und erretten könne von dem Unglück, was Sünde und Leiden über sie verhängt haben.

Da öffnete sich die Hausthür. Franz trat heraus. Er bemerkte mich und, da er glaubte, ich sei eben erst gekommen, so sagte er:

„Herr Pfarrer! es ist schade, daß Sie nicht zu Hause waren. Fräulein Rosa hat gegen Abend ihre Harfe zugeschickt erhalten und uns etwas gesungen. Wenn es die Engel im Himmel so holdselig ausführen, möchte ich am liebsten heute sterben.“

„Franz, Franz! versündige dich nicht,“ erwiederte ich laut, dachte aber im Stillen, er hat Recht. Als ich eintrat, wurde ich von dem kleinen Kreise freundlich bewillkommnet.

Der Vater und die Tante erzählten um die Wette, wie schön Rosa gesungen, daß ich das bald hören müsse, daß sie so etwas nicht vermuthet hätten u. s. w. Ich hätte

es vermuthet, auch wenn ich es nicht gehört; denn diesem Wesen traute ich alle Vollkommenheiten zu, mit welchen Gott die Menschen begnadet hat.

Während dieser Verhandlungen hatte das liebe Mädchen schon gesorgt, daß mein Abendbrot aufgetragen war. Da es schon spät geworden, hatten die Anderen es früher verzehrt. Hatte sie auch alle Geschäfte des Haushaltes selbst übernommen, so wußte sie es jedoch so einzurichten, daß die Tante noch das Haupt von Allem zu sein wähnte.

Mein Vater und die Tante lebten gleichsam wieder auf. Sie freuten sich des Daseins, das ihnen noch einmal wie im Rosenglanze der eignen Jugend erschien.

Wenn man von hohen Gebirgen hinein schaut in eine herrliche Gegend, so geht das Herz auf. Ist es doch, als wäre die ganze Schönheit unser eigen, als vereine sie sich mit unserm Innern! So erging es uns Allen, wenn wir hineinschauten in die herrliche, reiche Natur dieses lieblichen Wesens, das verständig und kindlich, ernst und heiter, poetisch als Erscheinung und praktisch in den Handlungen sich zeigte. Ja, wenn alle Mädchen und Frauen so wären, oder annähernd so zu werden strebten, dann würden die Männer auch anders werden! Die Frauen sind ja das halbe Element des mensch-

lichen Seins, und zwar sollen sie, was das Gemüth, die Sittlichkeit anlangt, die höchste Stellung einnehmen. Sind sie sich dessen zu unserm und ihrem eigenen Heil aber stets vollständig bewußt? —

Von Rosa und ihrem Einfluß auf uns alle könnte ich noch lange reden, ohne fertig zu werden. Es ist ja eine Eigenthümlichkeit des wahren Schönen, daß es fort und fort sich bethätigt, daß wir nicht wissen, wo wir bei seiner Beschreibung anfangen und enden sollen!

Was den geselligen Umgang, den wir führten, anlangte, so machte der Zustand des Vaters eine enge Begrenzung nöthig.

Der Oberförster Stelting, ein unterrichteter, aber leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, dessen Frau, eine gute, beschränkte, gedrückte Seele, und einige Predigerfamilien der Umgegend waren diejenigen, mit denen wir zuweilen, aber nicht oft verkehrten.

Die Leiden des Vaters hatten uns von den meisten Bekannten fern gehalten. Die Menschen sind ja größtentheils einverstanden, ja es ist ihnen sogar lieb, wenn sie bei trüben Veranlassungen sich nicht wie sonst zu nähern brauchen. Man kommt durch Entfernung ihren Wünschen in häufigen Fällen entgegen.

Oft wurde ich an ein kleines Erlebniß erinnert, was

ich als Student in B. gehabt. Ein alter Schulfreund des Vaters, den ich öfter besuchte und der als eifriger Jäger, wie guter Schütze bekannt war, wurde krank. Es entwickelte sich ein organisches Leiden in seinem Innern, in Folge dessen er rasch verfiel. Obgleich er hin und wieder noch ausging, sah man ihm doch an, daß er seinem Tode nahe sei. Einmal traf ich ihn in recht trauriger Stimmung, deren Grund er mir mittheilte. Er war in einem Gesellschaftslokal, wo seine Bekannten des Nachmittags zusammenzutreffen pflegten, gewesen und wollte da bemerkt haben, daß man sich von ihm zurückgezogen, weil er so sehr im Aeußeren verändert sei. Allerdings war aus dem noch kräftigen, schönen Mann in kurzer Zeit ein krank aussehender, hinfälliger Greis geworden.

„Sehen Sie," schloß er seine Rede, „ich komme mir vor wie ein zu Tode verwundeter Hirsch, den fliehen auch seine Kameraden und lassen ihn allein verenden."

Ich weiß nicht worin es lag, aber das Gleichniß erschütterte mich tief.

Als ich in Steinthal eintraf, fand ich unser Haus sehr vereinsamt. Mancher sogenannte gute Freund, der die heiteren Tage mit uns gern zugebracht und recht gemüthlich sich geberdet, blieb ganz aus, andere ließen sich

selten sehen, und nur wenige hatten ihr Benehmen beibehalten; unter ihnen zumeist der Oberförster.

Schon einige Zeit nach meiner Rückkehr in die Heimath wollten diese und jene wieder näher mit uns anknüpfen. Jetzt nun suchte man es noch mehr, seit die Kunde von Rosas seltenen Reizen und Vorzügen weit über unseren engen Kreis sich verbreitet hatte.

Das liebe Mädchen vermied aber die leichten Freundschaftsbande, welche die Jugend unüberlegt und rasch eingeht, und auch ebenso rasch löst. Sie fühlte sich in den gegebenen Verhältnissen wohl und verlangte keine Erweiterung derselben.

Der Frühling wich dem Sommer, der Sommer dem Herbst und als das schöne Weihnachtsfest heranrückte, das Fest, was bis heute in seiner ganzen tiefsinnigen Bedeutung von den wenigsten Menschen erfaßt worden ist, da fühlte ich mehr und mehr, wie mein inneres Leben und Streben nach einem Ziel gezogen wurde.

Ja, ich gestand es mir freudig, wenn auch mit heimlichen Bangen, ein, daß ich Rosa liebte mit der ganzen Gluth, welche eine erste Liebe in sich trägt. Innig dankte ich dem allmächtigen Gott, daß er mich eine so edle, hohe, liebenswürdige Weiblichkeit hatte kennen lernen und begreifen lassen. Selbst wenn sie verschmähte, das heilige

Band mit mir zu schließen, dessen Eingehen mit ihr als das höchste, wünschenswertheste Glück auf Erden mir erschien, selbst dann wollte ich Gott preisen, daß ich dieses Wesen in seiner reinen Schönheit anzuschauen, in seiner Nähe zu leben, eine Zeit lang gewürdigt worden war.

Höher wuchs die Macht des einen Gefühls in mir. Zweifel und Glück, Furcht und Hoffnung warfen mich, gleich einem Ball, hin und her, mein Wesen begann zerstreut zu werden, ich empfand, daß dieser Zustand enden müsse.

Bevor ich den folgenschweren Schritt zu thun im Begriff war, wollte ich des Einverständnisses meines Vaters sicher sein, wollte ihm als gehorsamer Sohn meine Neigung offenbaren, obgleich ich voraussehen konnte, daß er dieselbe billigen würde.

Da kam der Abend vor der heiligen Nacht heran. Nachdem der Vater mit kräftiger Stimme aus der Bibel in Gegenwart der Hausgenossen und Franzens, der bei solchen Veranlassungen nie fehlen durfte, die Heil verkündenden Stellen vorgelesen, die Leute dann wieder entlassen waren, Rosa und ich aber allein uns befanden, um den Christbaum zu schmücken, überwältigte das gesteigerte Empfinden mich der Art, daß ich Alles, was ich

sonst ernst bedacht, vergaß und ihr gestand, was mich so heiß, so innig bewegte.

Wie vermöchte ich das Entzücken zu schildern, welches über mich kam, als sie, hold erröthend, ihre kleine Hand in die meine legte und mir sagte, daß sie meine Neigung erwiedere.

Wir waren beide verloren in Seligkeit. Ich umschlang ihre zarte Gestalt und zog sie leise an mich, als sie flüsternd mahnte, dem Vater und der Tante Mittheilung von unserem Glück zu machen.

Wir waren überzeugt, daß sie sich darüber freuen würden. So war es auch. Unsere Hände wurden von meinem guten, alten Vater zusammengelegt. Beide, die Tante, wie auch er, weinten Freudenthränen und segneten uns.

Das Weihnachtsfest war köstlich wie nie zuvor. Die Liebe hob mein geistiges Leben. Ich schaute vermittelst ihrer tiefer in die geweihten Geheimnisse der Segen in sich schließenden und Segen verbreitenden christlichen Religion. Es kamen mir da geistige Offenbarungen, wie ich sie nie zuvor gehabt hatte.

Es ist etwas unendlich Großes, wenn es einer Menschenseele, die ein Ringen nach dem Höchsten in sich fühlt, gewährt wird, die Seele zu finden, die ein gleiches Stre-

ben in sich trägt. Das Größte aber ist es, wenn dabei der männliche Geist den weiblichen und umgekehrt der weibliche den männlichen ergänzt.

Es war eine Zeit für uns erschienen so unsäglich schön, so reich an Glück und Freude, daß ich oft, wenn ich allein war, mich von der Sorge übermannt fühlte, es könne so nicht lange bleiben. Theilte ich Rosa einen ähnlichen Gedanken mit, so scherzte sie ihn lieblich fort und meinte: Der liebe Gott habe es immer gut mit ihr gemeint, sie vertraue ihm, er habe die Menschen lieb und wenn sie ihn ebenfalls recht von Herzen liebten, dann lasse er sie gewähren in ihrem kurzen, aber seligen Erdenglück.

Wir kamen auch weniger als sonst mit Bekannten zusammen. Der zweite Frühling that sich auf und wir freuten uns wie harmlose Kinder der Wunder, die er uns erschloß.

Wie herrlich war es, wenn wir im Wald und auf den Wiesen die Schöpfung bewunderten, wenn wir zusammen sangen! Wir hatten uns mehrere zweistimmige Lieder eingeübt. Zuweilen trug ich die Harfe. Dann ließen wir uns an einem schönen Fleck des großen Gottesgartens dieser Welt nieder. Ach das war eine Lust! Ein überquellendes Glück gab sich kund, das hinaus

tönte im Gesang, begleitet von den Klängen der Harfe und fortgetragen von dem leise rauschenden Windhauch.

Rosa sagte einmal zu mir: „Mein Geliebter, wie viel Schätze läßt uns der liebe Vater im Himmel finden, wenn wir in uns selbst mit Bedacht suchen. Wenn wir aber in der Seele Anderer zu suchen verstehen, so ist des Reichthums kein Ende, und wem das Reich der Natur und Kunst dazu noch aufgeschlossen ist, der fühlt sich oft von der unermeßlichen Fülle geblendet.“

Einmal als wir auf hohem Berge saßen, — es war ein lauer Tag und wir waren von Sonnenstrahlen wie von einem goldenen Mantel umschlossen; sie hatte ihren Strohhut abgenommen, denn sie liebte es an Frühlingstagen, wo die Sonne noch nicht brennend heiß stach, die Strahlen um sich frei spielen zu lassen — sang sie schöner als je. Ich hatte sie begleitet, aber mein Gesang wurde von dem ihrigen in Schatten gestellt. Mein Ohr lauschte noch entzückt, als der Gesang geendet hatte. Sie schlug leise einige Accorde auf der Harfe an und lehnte sich dann sanft an meine Schulter.

„Sieh nur auf die lichtumfluthete Welt,“ flüsterte sie leise, „auf die Welt, der wir angehören, der wir innig verflochten sind. Rauschte doch unser Gesang jetzt darüber hin. Wer weiß, ob der Wind ihn verbreitet, ob er

ihn hinunter auf die Gewässer, ob hinauf zu dem Himmel trägt, ob die Sonnenstrahlen ihn trinken? Es ist mir jetzt, mein Geliebter, als hätten wir durch das Hinausklingenlassen der Töne in das große All dieser unendlichen Welt uns vermählt."

Sie schwieg. Entzückt schaute ihr Auge in die Ferne und ich, Glücklichster aller Menschen, hielt sie, die Auserwählte der Frauen, in meinen Armen!

Langsam schlugen wir den Rückweg ein. Zu Hause angelangt, widmete sie sich alsbald einigen nöthigen Geschäften und vollführte sie mit seltnem Geschick. Sie mochte thun, was sie wollte — jede Beschäftigung wurde durch sie geadelt.

An demselben Abend besuchte uns ein Bekannter, an den ich lange nicht gedacht hatte und von dem auch kaum gesprochen worden war, da sein Vater, dem er viel Aerger und Verlegenheiten bereitet, ihn selten erwähnte, — nämlich Hermann Stelting.

Derselbe hatte mit Mühe und Noth, wie man zu sagen pflegt, die zu seinem Fache gehörigen Prüfungen überstanden und in dem nahen Steinberg eine seinem Vater untergeordnete Stellung erhalten. Man hatte höheren Ortes auf den alten, bewährten Beamten bei Besetzung der Stelle Rücksicht genommen. Der Sohn

brauchte immer mehr Geld, als ihm zukam. Deshalb wünschte ihn der Vater an dem kleinen Orte, wo weniger Versuchung zu leichtsinnigen Streichen, aber mehr Arbeit für denselben zu finden war, untergebracht zu sehen. Freilich war es nicht nach Hermanns Sinne, aber er mußte sich fügen und gute Miene dazu machen.

Meine Braut machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er gestand es uns beim Fortgehen. So schön und anmuthig hatte er sie nicht erwartet, und seine Natur verstand ja nicht einmal ihre wahre Schönheit zu beurtheilen! Er kam die ersten Monate seines Aufenthaltes in Steinberg öfter zu uns herüber. Nach und nach wurde sein Besuch seltener, der Reiz der Neuheit schwand, sein überreizter Sinn fühlte sich nicht mehr genug angeregt und beschäftigt durch die einfachen, edlen Zustände in dem stillen Hause.

Zu Anfang des Herbstes war meine Hochzeit mit Rosa festgesetzt. Ehe diese vor sich ging, begab sie sich noch einige Wochen zu der Anverwandten, bei welcher sie die Jahre, bevor sie zu uns kam, zugebracht hatte. Als sie von derselben begleitet, zu uns zurückkehrte, theilte sie mir mit, daß am Tag vor der Abreise ein Lieutenant Weyhern ihrer Tante und ihr einen Besuch gemacht hätte. Derselbe habe sich als Freund von mir vorgestellt, die Damen ersucht,

mich an ihn zu erinnern und hinzugefügt, er erwarte bestimmt die Einladung zu unserer Hochzeit zu erhalten. Wenn wir uns auch nicht, wie einst zwischen uns verabredet worden, geschrieben, so sei er mir doch noch eben so zugethan, wie zu der Zeit, wo wir in B. zusammen gelebt hätten.

Oft hatte ich an diesen Mann gedacht, zuweilen war ich schon nahe daran, ihm zu schreiben, aber wir waren auseinander gekommen und ich glaubte wir würden uns auf dem Lebensweg nicht wieder begegnen; deshalb unterließ ich jeden schriftlichen Verkehr. Geht es doch ähnlich mit manchen Jugendbekanntschaften, selbst wenn sie eine Zeit lang innige gewesen sind.

Während einer Herbstübungszeit seines Regimentes war nun Weyhern in dem Orte und zwar in der Nähe des Hauses, welches die Tante Rosas bewohnte, einquartiert worden. Er hatte Rosa öfter, da noch manche Einkäufe zur Ausstattung zu besorgen waren, bei Ausgängen gesehen, sich nach ihrem Namen erkundigt und dabei erfahren, daß sie meine Braut sei. Darauf führte er sich bei den Damen ein und trug ihnen die schon erwähnten Grüße und Bestellungen an mich auf. Die ältere Dame sprach sich anerkennend über seine äußeren Vorzüge, sein vornehmes, ritterliches Wesen aus und rühmte beson-

ders die lebhafte Gefühlsweise, in welcher er von mir gesprochen hätte.

Rosa meinte, daß sie ihm schon deshalb zugethan sei, weil er sich meinen Freund genannt, auch scheine ihr, daß wir einander würdig wären, da sie bemerkt habe, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei.

Mehr konnte ich nicht erfahren. Ob er noch verlobt, ob verheirathet, — er hatte nichts davon erwähnt. Beide Damen waren erstaunt, als ich mit ihnen davon sprach.

Die Zeit, wo die Hochzeit stattfinden sollte, rückte näher. Wir wollten den Tag ohne Gepränge vorübergehen lassen, die Verhältnisse in unserm Hause und auch unsere Wünsche verlangten es so.

Als Gäste gedachten wir die Familie des Oberförsters, Hermann Stelting war dabei nicht zu umgehen, ein Paar Predigerfamilien und Weyhern einzuladen, er hatte ja darum gebeten. Rosas Tante blieb natürlich als nächste Verwandte der Braut bei uns bis nach der Feier. So war der Tag, den wir als „Polterabend“ bezeichnen, erschienen.

An dem Morgen kam Weyhern, meiner Einladung folgend, an. Seine Braut oder Frau, ich hatte geschrieben, daß mir unbekannt wie weit dieses Verhältniß gediehen sei, war von mir mit eingeladen worden. Doch

er sprang allein aus dem Wagen und, als ich eine dahinzielende Frage an ihn richtete, ging er rasch darüber hin und sagte, er werde später mit mir davon sprechen.

Was ihn anlangte, so war seine Erscheinung wo möglich noch bedeutender, sein Wesen ausgeprägter geworden, oder überraschte mich diese seltene Persönlichkeit, die durch viele Eindrücke, welche seit unserer Trennung auf mich eingewirkt hatten, in den Hintergrund getreten war, von neuem durch ihre gewaltige Ursprünglichkeit?

Es giebt zuweilen Empfindungen in den Tiefen des Herzens, welche wir selbst uns kaum gestehen, die wir, sobald sie aufsteigen, zu unterdrücken versuchen. Aber gleich den Schlangen auf dem Haupte der Medusa wachsen sie und drängen sich hervor, wenn sie auch von uns bekämpft werden. Eine solche Empfindung beschlich mich damals.

Rosa war in ein schlichtes, weißes Gewand gekleidet. Sie hatte eine prächtige Rose im Haar und eine an der Brust, diese bildeten ihren einzigen Schmuck.

Als ich nun Weyhern zu ihr führte, er ihr gegenüberstand und mit Ehrerbietung ihre Hand an seine Lippen drückte, fuhr wie ein Blitz der Gedanke durch meine Seele, was wäre das für ein unvergleichliches Paar geworden! —

Im nahen Walde sollte der Nachmittag verbracht

werden. Rosa liebte ihn und hatte sich diese Freude ausgebeten.

Franz hatte, ohne daß wir es gewußt, mit Erlaubniß des Oberförsters einen freien Platz, von schlanken hochstämmigen Buchen umstanden, benutzt und denselben mit Moosbänken versehen. Tische waren daselbst aufgestellt, Blumengewinde in der Rundung zwischen den Bäumen mit Hülfe der Jugend des Dorfes angebracht, kurz er hatte den Platz so recht zu diesem Fest passend geschmückt. Zwei besondere Ehrenplätze, unter der größten Buche angebracht, waren für Rosa und mich hergerichtet, über jedem eine bekränzte Tafel mit unsern Namen befindlich. Der Name meiner lieben Braut war jedoch insofern umgestellt, als nicht Rosa Wald, sondern Waldrose zu lesen war. Es war dieses ein poetischer Einfall Franzens, der so viel Anklang fand, daß seit jener Zeit das holde Wesen in der ganzen Gegend nur mit diesem Namen benannt wurde.

Erfrischungen verschiedener Art wurden den nun vollzählig eingetroffenen Gästen gereicht, heitere Laune würzte die ländlichen Speisen. Mein Vater war in der fröhlichsten Stimmung. Die älteren Leute unterhielten sich, die Jüngeren, einige Predigerstöchter nebst Brüdern, die noch als Studenten die Universität besuchten, aber

unserer Hochzeit beizuwohnen gekommen waren, Hermann Stelting, Weyhern, Rosa und ich spielten Pfänderspiele und es würde Alles mir recht beglückend erschienen sein, wenn nicht die bösen Gedanken sich immer und immer wieder eingestellt hätten. Gerade bei den Pfänderspielen trat die bezaubernde Anmuth der beiden seltenen Menschen so recht in das Licht, es war so auffallend, wenn sie etwas zusammen ausführen mußten, daß, wie mir däuchte, die Blicke aller Anwesenden auf sie gelenkt wurden.

Rosa war lieblich, unbefangen, aber wie es der wichtige Tag mit sich brachte, ernster als sonst. Weyhern, ich konnte mir das nicht verhehlen, wurde durch sie in hohem Grade angezogen. Dies bemerkte vielleicht Niemand sonst, aber ich sah wie sein Auge verstohlen und entzückt auf ihr ruhte, wie es ihr folgte, wie zerstreut er mit den Anderen sich unterhielt. Der Blick der Liebe ist scharf, ich wußte bald, daß in ihm eine Neigung zu ihr aufkeimte. Wie konnte es auch anders sein! Die für alles Schöne empfängliche, kraftvolle Natur Weyherns mußte zu ihr sich hingezogen fühlen.

Die Dunkelheit trat bald ein und mit ihr die Herbstkühle. Der Tag war warm gewesen, wir begaben uns deshalb nach Hause. Die Abendstunden wurden durch

Gespräche und Musik ausgefüllt. Rosa wurde ersucht zu singen, ich brachte ihr die Harfe. Die Erregung des Herzens verklärte das liebe Antlitz, sie erschien in dem weißen Gewande, die Harfe spielend und ihre herrliche Stimme dazu ertönen lassend, wunderbar schön. Meine Augen ruhten beglückt auf ihr. Doch plötzlich gewahrte ich Weyherns Gestalt in der Nische eines Fensters. Vom Vorhang halb verdeckt, schaute er unverwandt auf meine Braut. Der Kopf war vorgebeugt, als solle ihm kein Laut entgehen, die Augen glänzten im höheren Feuer. Ein Gefühl des Schreckens durchzuckte mich, Weyhern liebte Rosa, liebte sie glühend, es wurde mir bewußt. —

Der Gesang war beendet. Ich konnte ihr nicht danken, kein Wort vermochte ich hervorzubringen. Nach und nach beherrschte ich mich und fand um so eher mich wieder, als die jungen Mädchen und Herren Rosa umdrängten und ihre Bewunderung aussprachen.

Weyhern hatte seinen Platz verlassen. Ruhig stand er in meiner Nähe. Da wandte sich Stelting zu ihm mit der Bemerkung, er möge doch auch etwas zum Besten geben. Weyhern schlug es ab.

„Aber weshalb wollen Sie nicht singen?“ frug Rosas süße Stimme. Augenblicklich öffnete er das Piano

und, nachdem er eine kurze Zeit schwermüthige Phantasien hervorgelockt, leitete er die Begleitung zu folgendem Lied, das er jedenfalls selbst gedichtet und in dem Augenblick, wo er es vortrug, componirt hatte, ein.

Die Worte lauteten:

Der Wandrer.

Es kam ein Wandrer gar fröhlich daher,
Zum Feste trieb's ihn zu gehen,
Da sah er ein Weib, so hold und schön,
Ein Weib, wie er niemals gesehen!

Das starke Herz, es bebt und zuckt,
Als wollt es den Busen zersprengen!
Er aber wußte mit Kraft und Muth
Das Weh' zurück zu drängen.

Ein stiller Wandrer ging er heim,
Schritt traurig durch die Gassen.
Kein Antlitz ward bleich, kein Auge weint,
Als er das Fest verlassen.

Im Kreise aber waren, als er aufstand, manche Augen feucht. Wie hatte er die einfachen Worte gesungen! Das ganze Leid, was ihn getroffen, lag darin, ich errieth es.

Die Gäste entfernten sich. Der morgende Tag ver-

langte seine Rechte, weshalb nicht zu lange geschwärmt werden sollte.

Weyhern hatte sich mit zu Steltings Eltern für die Nacht begeben, da der Raum unseres Hauses etwas beschränkt war.

In peinlicher Unruhe warf ich mich auf meinem Lager hin und her. Jetzt, wo das heißersehnte Glück ganz erfüllt werden, wo ich Rosa für immer mein nennen sollte, wurde eine Unruhe in die Seele geworfen, auf die ich nicht vorbereitet war und die mich mit ungekannten Gefühlen erfüllte. Ja, ich nahm wahr, daß Eifersucht, die noch keinen Anlaß, sich zu zeigen, gefunden hatte, in mir wohnte, und daß sie wohl zu hellen Flammen aufschlagen könnte, wenn ich nicht mit geistiger Kraft dagegen anstrebte. Es war eine traurige Nacht, diese Nacht vor meiner Hochzeit!

Gegen Morgen schlief ich noch ein Paar Stunden und erwachte körperlich und geistig kräftiger, als nach meiner Aufregung zu vermuthen stand.

Es war bestimmt, daß die Trauung gegen acht Uhr stattfinden sollte. Mein guter Vater wollte sie selbst vollziehen, er fühlte sich stark genug dazu.

Kaum war ich aufgestanden, als Franz eintrat und mir einen Brief Weyherns übergab. Derselbe war vor

Tagesanbruch abgereist. Er schrieb, es sei ihm plötzlich eingefallen, daß er ein wichtiges Geschäft daheim vergessen habe, ich möchte ihn entschuldigen.

Franz hatte ihn getroffen, als er den Wagen bestiegen, den er am Orte zurück behalten hatte. Er hatte noch viele Grüße an mich bestellt.

Die plötzliche Abreise erschien Allen, als ich sie mittheilte, befremdend, nur mir nicht. Ich dankte ihm dafür und erkannte daran, daß er mir in Wahrheit Freund sei. Rosa war nur erfüllt von der hohen Bedeutung des Tages, ihre kindlich fromme Seele ahnte nicht, was vorgefallen.

Der Hochzeitstag war der Vorläufer vieler glücklicher Wochen und Monate. Ueber diese Zeit will ich rasch wegeilen, denn wenn sie auch gar Schönes enthielt, so erlebt sich das anders, als es zu beschreiben ist.

Noch war das erste Jahr unserer glücklichen Ehe nicht ganz zu Ende, als meine geliebte Frau mir ein kleines, herziges Töchterchen schenkte.

Die Freude des alten Vaters und der Tante war groß. Kaum hätte ich geglaubt, daß unserem Glück ein Zuwachs möglich sei, und nun geschah es doch. Der allmächtige Gott hat unendlich viel Gnaden für das Herz aufbewahrt, es kann ihn nicht genug preisen und danken.

Wenn auch die höchste Erdenfreude mir nur kurze Zeit gelächelt, ich habe sie doch genossen und habe sie fest gehalten in Unglück und Noth wie einen leuchtenden Stern, der mir den Weg zum Himmel heller machte.

Als unser liebes Töchterchen den sechsten Monat erreicht und verständig zu werden begann, erkrankte der Vater von neuem. Ein dritter Schlaganfall brachte das schon längst erschütterte Leben rasch zu Ende.

Es traten nun auch traurige Zeiten für uns ein. Der gute Vater wurde überall vermißt. Selbst das Kind, mit dem er häufig gespielt, suchte mit den klugen Augen draußen auf der Bank vor der Hausthür, wo die Sonne so warm hin schien, ob er nicht da wäre. Alter und Kindheit finden sich leicht ineinander, es ist ein geheimes Verständniß zwischen ihnen.

Der Winter ging zu Ende, wiederum schmückte der Lenz die harrende Erde. Rosa zeigte dem Kinde die bunten Frühlingsblumen und die zarten Wolken, die an dem klaren Aether dahinzogen. Es blickte hinauf als verstände es, was Rosa meinte. Wenn nun aber das Kind noch nichts verstand, so schuf mir das holdselige Wesen der jungen Mutter die reinste Freude. Ich konnte lange dem Getändel zwischen ihr und dem Kinde zuhören.

An einem so warmen, schönen Frühlingsnachmit-

tag war es, als wir, das heißt Rosa, die Tante, das Kind und ich vor der Hausthür saßen. Zwei Herren näherten sich uns, ich erkannte in ihnen bald Weyhern in Begleitung Steltings.

Einen Augenblick schlug mein Herz unruhig. Als ich aber Rosa mit dem Kind auf dem Arm erblickte, war es vorüber. Die Verhältnisse waren andere geworden, die Würde der Mutter bewahrt vor mancher Gefahr.

Die Männer begrüßten uns so herzlich, wie sie von uns empfangen wurden, und wir erfuhren, daß Weyhern in die nächste Garnisonstadt versetzt worden war. Sie blieben einige Stunden bei uns — es war ein heiteres, gemüthliches Zusammensein.

Weyhern, der seit unserer Trennung viel erlebt und gesehen, brachte eine Fülle von Kenntnissen, witzigen Einfällen, gediegenen Urtheilen zum Vorschein und ich lud ihn, befriedigt und geistig erfrischt durch seine Unterhaltung, dringend ein, den Besuch oft zu wiederholen.

Auf dem Lande vermißt der gebildete Mann zuweilen, wenn er es früher genossen, die fein abgeschliffenen, anregenden Gespräche mit Männern, welche der Umgang größerer Städte fördert und hervorbringt.

Unser häusliches Leben war zwar so reich an geistig und gemüthlich erhebenden Beziehungen, daß ich mein

Glück täglich pries. Erquickend war der Umgang mit meiner geliebten Rosa, fand doch von ihrer Seite ein liebevolles Eingehen auf mein Wesen und meine Wünsche statt, während zarte Rücksichten der Freund nicht kennt. Der Mann giebt sich dem Mann gegenüber in der wahren Weise seiner anspruchsvollen Persönlichkeit, er sucht überall das Ich zu vertreten. Er herrscht durch Behauptung seines Ichs, durch Festigkeit und Kraft der Vernunft. Die Frau herrscht nur durch hingebende Liebe, durch Aufgabe ihrer Ansprüche, indem sie denen ihrer Umgebung nachkommt.

Rosa hatte nicht allein die Leitung der Wirthschaft, die Pflege des Kindes, sie hatte auch mir manche Arbeit abgenommen. Meine Zeit wurde, je länger ich an dem Orte und in der Gegend lebte, mehr und mehr beansprucht, ich kam in vielerlei neue Verhältnisse. Man gewann Vertrauen zu mir und wenn das auch ehrte, so wollte es doch gerechtfertiget sein. Bei Krankenbesuchen Erleichterung oder Hülfe zu spenden, begleitete mein geliebtes Weib mich häufig. Ihr Gemüth zeigte sich da im reichsten Glanze. Wie ein tröstender Engel saß sie in den kleinen überheizten Bauernstuben an den Betten, sprach freundlich zu, brachte die schreienden Kinder zum Schweigen, reichte den Kranken Erquickungen und beruhigte

die aufgeregten Sinne durch mildes Zureden. Bei dergleichen Gelegenheiten bethätigt sich die helfende Liebe des weiblichen Herzens gar erfolgreich.

Des Abends war sie immer bereit etwas Theilnahme Erweckendes, Schönes mit mir zu lesen. Wir besprachen und beleuchteten es dann von verschiedenen Seiten, oder wir musicirten mit einander. Ihr ganzes Leben, von früh bis zur Schlafenszeit, war Thätigkeit, aber keine laute, sich aussprechende, abhetzende, sondern eine fördernde, harmonisch befriedigte. Sie war geistig nicht selbstschaffend, aber um so mehr verstand sie, in sich aufzunehmen und das Aufgenommene richtig zu verwerthen.

So ungenügsam sind aber die Männer und dagegen läßt sich auch nicht aufkommen, denn so hat der Schöpfer es angeordnet. Also war ich erfreut, in früher gewohnter Weise mich mit Weyhern über die großen Beziehungen der politischen, gemeinnützigen und besonderen Verhältnisse der Völker, über Wissenschaft, neue Entdeckungen und Erfindungen zuweilen wieder aussprechen und seine durchdachten Ansichten hören zu können. Er kam, so wurde es eingeführt, jeden Sonntag Nachmittag, mitunter auch in der Woche noch einmal. Da er ein Pferd hatte, ließ sich der Wohnort leicht erreichen.

Es kommt vor, daß Gäste, auch wenn wir sie lieb

haben, hin und wieder lästig werden. Das war bei ihm niemals der Fall, er wußte immer Eines von uns zu fesseln, und wenn es auch die Tante war. Diese hielt große Stücke auf ihn, weil er so hübsch mit dem Kinde, besonders wenn es Versuche zum Laufen machte, schäkerte und sich mit ihr unterhielt, was der Oberförster und Hermann Stelting zu vermeiden suchten, da ihre Rede mit den Jahren etwas in die Breite sich dehnte.

Er ging gern mit uns spazieren, erzählte dabei viel, blieb aber gegen Rosa stets etwas zurückhaltend. Als die Tante einmal vorschlug, die Harfe nachtragen zu lassen, damit Rosa im Walde singen möchte, wehrte er es fast heftig ab, wie er auch im Hause bei uns immer verhinderte, daß Musik getrieben wurde.

Stelting begleitete ihn selten. Eines Sonntags kam er aber eher als Weyhern bei uns an und bat Rosa, ihm etwas zu singen, da er sie lange nicht gehört habe. Sie willigte ein. Unser Töchterchen saß auf dem Schoos der Tante und hörte ganz aufmerksam zu. Stelting stand hinter Rosas Stuhle und ich hatte den Platz in der Ecke des Sophas.

Wir waren ganz gefangen genommen von den Tönen. Da blickte ich nach demselben Fenster, an welchem ich Rosa zuerst an jenem dunkeln Abend hatte singen hö-

ren. — Weyhern stand dahinter. In dem Augenblick klirrte die Scheibe, Rosa sprang erschrocken auf, die Andern wendeten sich ebenfalls nach der Richtung, — sie sahen Niemand. Ich verschwieg meine Beobachtung. Man rieth hin und her, wer der Zuhörer gewesen sein konnte, schaute hinaus, doch es ergab sich nichts.

Eine Stunde später erschien Weyhern, anscheinend ruhig. Mir entging jedoch seine innere Bewegung nicht.

Stelting erzählte, was geschehen. Weyhern lächelte und meinte, es sei vielleicht ein Vogel gewesen, der Rosa den Gesang habe ablauschen wollen. Dabei bat er, aber leichthin, ob sie ihm nicht das Lied nochmals zum Besten geben wolle. Sie that es. Er sagte kein Wort, blätterte in dem Notenheft, suchte ein anderes Lied und ersuchte sie auch um dieses. Rosa antwortete ja, dann müsse er aber auch etwas vortragen. Und so geschah es.

Den Abend war er unermüdlich, spielte und sang, war lustig, wie ich ihn selten gesehen hatte. Nachdem er ein heiteres Lied, auf der Tante und Rosas Bitten, wiederholt, ging er zur Thür hinaus, befahl sein Pferd zu satteln, nahm rasch Abschied und ritt fort. Stelting sah ihm ganz verblüfft nach. Sie hatten ein Stück Wegs mit einander zu machen, und er wurde nicht zur Begleitung aufgefordert.

„Na,“ rief er aus, „ich weiß nicht, was der Mensch seit einiger Zeit hat, da mag ein Anderer klug werden, es ist gar nichts Gescheutes mehr mit ihm anzufangen. Wahrscheinlich geht ihm die Angelegenheit mit seiner Braut im Kopfe herum. Er kann sich nicht entschließen, dieselbe zu heirathen, weil er fühlt, daß er unglücklich mit ihr wird, und ist zu redlich, um die Verlobung aufzulösen. Sie merkt wohl, daß er längst erkaltet ist, aber sie giebt das Verhältniß nicht auf. Es ist doch ein rechtes Unglück, wenn ein geistreicher Mann wie Weyhern an ein geistig gehaltloses Mädchen geknüpft ist. Er zerrt und zerrt an der Kette, bis er selbst als Opfer fallen wird. Mehrere Jahre sind vergangen, seit er in der Uebereilung sich band und wird nun mit einer Zähigkeit festgehalten, die ihres Gleichen sucht; der arme Bursche dauert mich.“

Diese Erklärung ließ uns Weyherns Geschick gleichfalls bedauernswerth erscheinen.

Rosa meinte, das sei ja entsetzlich, denn so glücklich man bei übereinstimmenden Neigungen sich in der Ehe fühle, ebenso unglücklich müsse man sein, wo dieses nicht der Fall wäre. Ihr liebes Gesicht drückte herzliche Theilnahme aus.

Weyhern blieb acht Tage aus, dann brachte er Noten

mit, zweistimmige Gesänge, welche er mit Rosa einüben wollte. Neben seiner volltönenden, künstlerisch ausgebildeten, metallreichen Stimme verschwand die meine, ich fühlte das und ließ mich nicht zur Theilnahme bewegen.

Sie sangen vereint, und wie sangen sie! — Glücklich hätte ich mich fühlen sollen bei diesem herrlichen Genuß, er schnürte mir aber die Brust zusammen, denn ich konnte die wiederkehrenden bösen Gedanken nicht beschwichtigen. Rosa war, oder schien es mir so, gütiger gegen ihn. Das Mitleid stimmte sie weicher. Nachdem sie schon mehrere zweistimmige Lieder gesungen hatten, brachte er noch eins und legte es auf das Clavier. Rosa gab nach. Ich fand das zuviel und verbot es zum ersten Mal in etwas unruhigem Ton. Sie sah mich ganz überrascht an. Schnell wollte ich meine Schwäche vergessen machen, indem ich sagte, es werde ihr schaden, es ängstige mich, wenn sie sich zu sehr anstrenge und dergleichen mehr.

Die Musik war Rosa angeboren. Sie ist ja von allen Künsten die, welche dem Gefühlsleben am innigsten sich anschmiegt und ihm folgt; ich möchte sie eine weibliche Kunst nennen. In der Seele meines geliebten Weibes war ja nun bei klarem, natürlichen Verstande das harmonische, edle Gefühlsleben überwiegend und trat hervor, wo es Anklang fand. War es zu verwun-

dern, daß sie mit Lust und offener Freude dem Genusse sich hingab, welcher ihr das vereinte Musiciren mit Weyhern bereitete? Ach! dieses Vergnügen brachte mir Pein! Wenn er uns besuchte, wurde ein großer Theil der Zeit dieser Unterhaltung gewidmet. Das Eine oder Andere spielte Klavier oder Harfe, sie sangen einzeln, auch zusammen, oder sprachen darüber. Weyhern, der auch hier sich eingehende Kenntnisse verschafft hatte, theilte davon mit, Rosa lauschte gespannten Ohres und freute sich der Zunahme ihres Verständnisses.

Immer unerträglicher wurde mein Zustand, bittere Gefühle gegen den Freund fanden sich ein, ja ich zürnte heimlich zuweilen Rosa, wenn ihr süßes Gesicht im edeln Wiederschein des geistigen Entzückens strahlte, welches der Vortrag der Meisterwerke Mozarts, Beethovens und anderer Helden der Kunst in ihr erweckte.

Der innere Zwiespalt wuchs. Die Vernunft, welche mir zeigte, daß ich im Unrecht war, denn weder Weyhern, noch Rosa gaben Veranlassung zu Mißtrauen, trat vor der zunehmenden Leidenschaft der Eifersucht zurück. Daß Weyhern Rosa liebte, wußte ich, wußte aber auch, daß er männlich dagegen gekämpft hatte und eine zu brave Seele war, um mein Weib und mich zu verderben. Ja ich nahm sogar zuweilen wahr, wenn ich im zurech-

nungsfähigen Zustande mich befand, daß er seine eigene, heiße Liebe zu Rosa hinüberleitete in die heiligen Empfindungen der Freundschaft. Er begehrte in manchen Dingen, wo weiblicher Takt und Scharfsinn mehr leistet, als männlicher Verstand, Rath von ihr. Sie sprachen dann ruhig überlegend zusammen, und nicht allein Rosa, auch er war verständig — es war von keiner Hast die Rede. Seit dem Nachmittag, wo er die Fensterscheibe eingedrückt, hatte ich nichts Auffallendes an ihm bemerkt. So vergingen Wochen, — ich schreibe das schnell, aber es waren langsam schleichende Wochen. Der Argwohn wich nicht mehr aus meinem Herzen.

Daß von keiner Schuld der Beiden die Rede sei, noch jemals werden könne, stand fest, aber ich hatte mich in die Ueberzeugung geredet, daß Rosa glücklicher mit ihm geworden, daß sie wie für einander geschaffen, daß unsere Verbindung für das holde Weib eine verfehlte gewesen sei.

Nur wer den Stachel der Eifersucht im Herzen gefühlt hat, kann sich eine Vorstellung von meinem Zustande machen.

Das Leben wurde mir zur Last. Der Trost der Religion, der mich ganz und gar durchdringen sollte, wurde zurückgedrängt durch die mehr und mehr sich vergrößernde

böse Leidenschaft. Keiner Seele konnte ich mich anvertrauen, ich hatte ja keinen haltbaren Grund zu meiner unsinnigen Aufregung. Dazu kam, daß ich Prediger war!

Mein Körper begann die Spuren der innern Kämpfe zu zeigen. Die Stimmung ließ sich nicht mehr verbergen, Rosa und Weyhern wurden aufmerksam.

Als Erstere mich nach manchen Versuchen, die ich zurückgewiesen hatte, einst ernst und unter Thränen bat, ihr mitzutheilen, was mir fehle, entschlüpften mir die Worte, es griffe die Musik mich an, besonders wenn sie mit Weyhern sänge, ich sei unwohl, das erschüttere meine Nerven durch und durch.

„Und," rief sie aus, „das verschweigst Du mir, das war ja längst abzustellen. Du theurer, geliebter Mann, hast mir die Freude nicht verbittern wollen, machst Dich krank."

Sie fiel mir um den Hals, küßte mich so zärtlich und liebevoll, daß ein köstliches Empfinden mich durchdrang. Ach! sie liebte mich ja noch ebenso innig wie früher! Durch sie erfuhr Weyhern am nächsten Sonntag, was ich ausgesprochen. Er sah mich einen Augenblick durchdringend, als wollte er in meiner Seele lesen, an, und ich fühlte, er hatte bis in ihre Tiefen geblickt.

Diesmal verabschiedete er sich bald und als er fort

ritt, trieb er dem Pferd die Sporen in die Weichen, daß das schöne Thier sich hoch aufbäumte vor Schmerz.

Franz war ihm begegnet. Er erzählte uns, daß der Herr im Golopp durch den Wald geritten sei, das Pferd habe gekeucht und sein Gruß sei nicht von Weyhern erwiedert worden.

Während der Wochentage kam er nicht, aber er blieb auch den nächsten Sonntag aus und so verfloß denn ein Monat, ohne daß wir ihn sahen. Rosa wunderte sich darüber. Es that ihr leid, daß ich seine Unterhaltung nicht genoß, sonst war sie sich gleich, liebenswürdig und heiter wie immer, geblieben.

Eines Abends, es war schon ziemlich spät, ging der Oberförster bei uns vorüber. Wir standen am Fenster, er grüßte und trat ein. Nachdem wir einige Worte gewechselt, sagte er:

„Ich bin heute recht ärgerlich, komme eben von meinem Sohn. Der hat sein früheres, leichtsinniges Leben seit kurzer Zeit wieder angefangen. Die Herren Lieutenants in D. haben ihn an den Spieltisch gelockt, da ist besonders der Herr Weyhern, dem ich es gar nicht zugetraut hätte, er spielt die höchsten Hazardspiele. Mein Junge meinte, Weyhern habe seit Jahren nicht gespielt, er habe wahrgenommen, daß die Leidenschaft ihm gefährlich wer-

ken könne und das Spiel deshalb aufgegeben, aber seit einigen Wochen scheint er das Versäumte nachholen zu wollen. Durch ihn sei auch er in den Kreis eingeführt worden. Natürlich erfuhr der Vater nichts von der saubern Aufführung des Sohnes bis Ebbe in der Kasse und Schulden außerdem sich in Menge fanden."

Der Alte verließ uns bald nach dieser Rede, die mir wie ein Dolchstoß durch das Herz gedrungen war. Durch meine ungerechtfertigte Leidenschaft hatte ich einen Mann, der offenbar nach Veredlung seiner innern Natur rang, aber noch im Kampfe begriffen war, zurückgestoßen, hatte ihm die Stütze, die er so richtig erfaßt, aus den Händen genommen. Eine Seele, die ich als Prediger, als Freund, als Mensch zu retten angewiesen war, hatte ich fortgestoßen von meinem häuslichen Heerde, mein gastliches Haus in ein ungastliches verwandelt.

Hatte Rosa wohl eine Art von Eingebung, vermittelst welcher sie wenigstens etwas von dem, was in mir vorging, errieth? Allerdings mochte sie das Wegbleiben Weyherns mit dem, was er an jenem Sonntag erfahren, in Zusammenhang bringen. Sie meinte, sie habe nicht geglaubt daß er soviel Werth auf das Musiciren gelegt, daß er, wenn es unterbleiben müsse, unser Haus meiden würde, doch sagte sie nichts, daß er wieder einge-

laden werden sollte. Sie überließ das meinem Ermessen. Freilich bedrückte ihre reine Seele schwer, daß der Mann, den sie achtete, einem so traurigen Laster sich ergeben hatte. Sie bat mich, ihn davon zurückzubringen.

Nachdem ich die Sache hin und her überlegt, kam ich zu dem Entschluß, Weyhern zu schreiben und ihn zu veranlassen, uns wieder zu besuchen. Zuletzt bemerkte ich, daß mein Befinden ein besseres geworden sei, er möge Noten mitbringen, ich, wie auch meine Frau, sehnten uns, Musik zu hören.

Wirklich kam er den nächsten Sonntag, — aber er war ein Anderer. Seine Haltung war schlaffer, das Auge unstät, die Bewegungen hastig, während des Sprechens überstürzte er sich, dann sprach er wieder nicht, hörte auch nicht, was wir sprachen. Auch mit der Musik wollte es nicht recht gehen. Er begleitete Rosa zu rasch, griff fehl, er war mit einem Wort nicht mehr der Mann, der er gewesen. Wenn wir uns unterhielten, war eine gewisse Spannung nicht zu läugnen, die frühere Unbefangenheit war dahin. Allein mit ihm zu sein, gelang mir nicht, da er bald satteln ließ und schied.

Es war nicht zu verkennen, daß etwas Außergewöhnliches in ihm vorging. So konnte es aber nicht bleiben, ich fühlte mich verpflichtet mit ihm zu reden.

Es mußte zwischen uns hell und klar werden. Deshalb nahm ich mir vor, nach seinem Wohnort zu fahren und ihn dort aufzusuchen.

Franz, der schon manchen Brief zwischen uns befördert, auch kleine Zettel von Rosa an Weyhern, Bestellungen wegen Noten, Harfensaiten und dergleichen Dingen, die er ihr stets besorgte, demselben überliefert hatte, nahm mein Schreiben mit, brachte es aber uneröffnet zurück mit den Worten: Der Herr sei heute früh wahrscheinlich nach N. gereist und werde unter vierzehn Tagen nicht zurückkehren.

N. war nun die berüchtigtste Spielhölle weit und breit. Rosa hatte es mit angehört. Sie zuckte erschrocken zusammen und wurde sehr niedergeschlagen. Was ließ sich anfangen?

Sie bat, ich möchte ihm schreiben. Das meinte ich nicht zu können, da Franz nur gehört, „wahrscheinlich“ sei er dahin gereist! — —

Nun komme ich zu der Stelle meines Berichtes, wo ich mein Haupt verhüllen möchte, aber ich darf es nicht, ich fühle, daß ich es zeigen muß, obgleich das Schuldbewußtsein darauf ruht.

Dieses eine Wort „wahrscheinlich“ diente mir dazu, die Unterlassungssünde zu beschönigen. Was schadete es

denn, wenn mein Brief verloren ging? Doch nicht so viel, als wenn der Freund in sein Elend rannte! Ja, ich will es gestehen, ich war froh, daß er fort war und frug nicht, um welchen Preis! —

Rosa bat ein, zwei, dreimal. Das dritte mal schlug ich es im heftigen Tone ab, ich verbot ihr überhaupt den Mann jemals wieder zu erwähnen und fügte hinzu, es scheine ja, er wolle von uns nichts mehr wissen, er suche sein Verderben und ließe sich nicht zurückhalten!

Diese Unterredung hatte Franz zufällig mit angehört, sie fand im Garten statt und er hatte in der Nähe gearbeitet. Von ihm erfuhr ich später, was sich ereignet.

Aufgebracht über mich, über Rosa, daß sie so viel Theilnahme, die doch ganz natürlich war, an des Freundes Geschick zeigte, erhob ich mich rasch, und ließ sie stehen. Das arme Kind begriff mein thörichtes Benehmen nicht.

Durch doppelte Zärtlichkeit wollte ich es nachher ausgleichen, allein sie war stiller wie sonst und ich bemerkte, daß sie geweint hatte.

Am Abend des nächsten Tages, als Franz von seinem Botengange heimkehrte, es war nämlich sein Geburtstag, übergab ihm Rosa eine Brieftasche, welche sie ihm gestickt hatte, damit er Briefe und Geld besser ver-

wahren könne. Innen war ihr Name, wie er von Allen gebraucht wurde, mit Goldfäden, zwischen Rosen, also „Waldrose“, fein und zierlich gearbeitet, auf der anderen Seite befand sich ein Eichenzweig. Zwischen den Blättern war eine besondere Tasche zum Verschließen angebracht. Der Bursche war glückselig, er betete Rosa förmlich an und hatte seine Liebe auch auf unser liebes Kind übertragen.

So war wieder ein Sonntag erschienen und Nachmittag, kaum traute ich meinen Augen, ritt Weyhern wohlgemuth auf unser Haus zu. Frisch, stattlich, prächtiger als je, stellte er sich dar. Der bedeutende, sichere Mensch sprach aus ihm.

Rosa bewillkommnete ihn freundlich, aber nun war sie verändert. Schön, liebreich und hold wie immer — doch die strahlende Heiterkeit war verschwunden. Es lag eine rührende Wehmuth über ihr Wesen ausgebreitet. Zuweilen ruhte ihr Auge ängstlich und fast bittend auf mir, ich aber war in mir verbittert und verstand sie nicht.

Wir gingen in den Garten. Die Tante war zu Oberförsters geladen, der Kaffee wurde in einer schattigen Laube eingenommen. Man rief mich ab, es wollte Jemand mich sprechen. Als ich, wieder zurückkehrend, der Laube

mich näherte, hörte ich Weyhern im leidenschaftlichen Tone reden und verstand die Worte:

„Sie sind ein Engel! Sie haben mich gerettet, ich wäre untergegangen, wenn Ihre warnende Stimme mich nicht zurückgehalten hätte. Sie sollen ferner meine Stütze sein! Ich, der anscheinend starke Mann, werde Hülfe und Trost bei Ihnen suchen und, ich weiß es, auch finden. Erlauben Sie mir in der von mir schon angedeuteten Angelegenheit Ihren Rath ferner einzuholen?“

Rosa erwiederte leise: „Ja, ich will thun, was ich vermag.“

Mehr hörte ich nicht. Riesengroß stieg die Eifersucht empor, ich eilte fort. Wohin ich rannte, wußte ich nicht, aber es mußte weit gewesen sein und auf unwegsamen Bahnen.

Spät kehrte ich zurück, die Kleider zerrissen, die Hände von Dornen blutig geritzt, Stiefel und Rock beschmutzt. Weyhern, Rosa und die Tante, die von Oberförsters zurückgekehrt war, empfingen mich voll Erstaunen, weil ich so hastig eintrat. Sie sahen meinen Aufzug nicht, da es dunkel im Hausflur war und ich nach kurzem Gruß in mein Zimmer eilte. Rasch kleidete ich mich um. Mein Blut war so weit wieder ruhig, daß ich ihnen irgend

einen glaubhaften Vorwand wegen meines Ausbleibens vorspiegelte. Weyhern ritt alsdann fort.

Während der Nacht bedachte ich, was zu thun sei. Mehr und mehr befestigte sich der Gedanke, daß ich ein Hinderniß des Glückes der Beiden bilde, daß sie für einander geschaffen wären, deshalb mußte ich fort, auf irgend eine Art. Hatte ich doch nun mit eigenen Ohren gehört, wie er sein Geschick gewissermaßen in Rosas Hände legte und wie sie es angenommen hatte.

Früh stand mein Entschluß fest. Was ich beginnen, wohin ich mich wenden wollte, das war noch unklar, aber ich wollte fliehen und sie frei geben. Die Folgen dieses Schrittes bedachte ich nicht, denn die Vernunft wurde von der gräßlichen Leidenschaft übermannt.

Der Entschluß befestigte sich, als ich an einem der folgenden Tage bemerkte, wie Franz draußen vor dem Hause, als er heim kam, Rosa einen Brief einhändigte. Ich erfuhr von Brief und Inhalt nichts, aber die Aufschrift war von Weyherns Hand.

Rosa schrieb am andern Tage und Franz beförderte den Brief, gewiß an Weyhern.

Leicht hätte ich die Aufschrift erfahren können, ich durfte Franz nur um das Schreiben bitten, ich brauchte aber keine Gewißheit mehr.

Daß Rosa bis jetzt nur ein edles Freundschaftsverhältniß eingegangen, war mir klar, ihre Natur war zu weiteren Schritten zu edel. Allein ich nahm nun einmal in meiner Verblendung an, daß es weiter kommen müsse, um sie und ihn zu beglücken.

Die Ruhe meiner Seele wich mehr und Alles schien verfinstert. Der Schritt mußte geschehen je eher, desto besser.

Also schrieb ich einen Brief an mein liebes Weib, dankte für das Glück, welches sie mir bereitet hatte, legte unser Kind an ihr Herz und wünschte Gottes Segen auf sie herab. Von Weyhern erwähnte ich nichts, ich meinte, das werde sich später von selbst finden. Als Grund meiner Entfernung führte ich an, ich hegte die feste Ueberzeugung, daß zu ihrem, wie zu meinem Glücke unsere Trennung nothwendig geworden sei.

Ich armseliger Thor bedachte nicht, welche zündende Brandfackel ich in das Herz des armen Weibes schleuderte, welchem Jammer ich sie anheim gab!

Von Steinberg ging den Abend die Post nach der Hauptstadt, von wo sich die Straßen abzweigten. Ich hoffte so meinen Plan auszuführen.

Da fiel mir ein, daß ich auch zu Wasser und vielleicht eher fortkommen konnte. Es gingen ja häufig Schiffe auf dem Flusse vorüber und nahmen Reisende auf.

Was ich an baaren Gelde fand, steckte ich ein. Am nächsten Tage empfing Rosa Zinsen ihres Vermögens, und sobald es mir möglich, wollte ich Ihr eine gerichtlich ausgestellte Schenkungsurkunde über mein nicht unbedeutendes Vermögen zukommen lassen.

Von dem theuren, geliebten Kinde nahm ich Abschied, als es schlief. Auch seine rührende Erscheinung rief die Vernunft nicht zurück. Wer sich dem Dämon der Leidenschaft hingiebt, steigt hier auf Erden in das höllische Feuer.

Rosa und die Tante waren zu einer Kranken gegangen, ich wollte von ihnen nicht Abschied nehmen, ich hätte mich besonders Rosa gegenüber wohl verrathen.

Um alles Aufsehen zu vermeiden, gedachte ich nach Steinberg zu gehen. Als ich ein Stück Weges hinter mir hatte, kehrte ich um; vielleicht war es besser, wenn ich mich zu dem Flusse begab und dort ein Schiff abwartete.

Da begegnete mir eines unserer Dienstmädchen. Es fiel mir ein, daß ich Rosa doch eine Bestellung wegen meines Ausbleibens zurücklassen mußte — erst jetzt dachte ich daran. So kopflos hatte das Unglück, was ich selbst heraufbeschworen, mich gemacht. Also sagte ich dem Mädchen, ich sei zu einem schwer Kranken verlangt worden. (Ach! ich war ja selbst fast wie ein Sterbender!) Meine

Frau solle mich nicht erwarten, sondern zu Bett gehen, ich käme vielleicht diese Nacht nicht nach Hause.

Das Mädchen zögerte einen Augenblick, ehe sie mich verließ. Wahrscheinlich sah sie mir an, daß irgend etwas Besonderes in mir vorging. Sie schritt weiter und ich beschloß, nun doch nach Steinberg zu gehen. Es war mir fatal, daß sie mich getroffen hatte.

Unterwegs begegnete mir Franz. Er kam von seinem Botengange heim. Verwundert fragte er, was ich so spät noch in Steinberg wolle, ich könne doch heute nicht mehr zurück. Was ich antwortete, weiß ich nicht, allein ich ging weiter, bis ich den Ort erreicht hatte.

Dort begab ich mich schleunig nach dem Postamt, ließ mich einschreiben und setzte mich, da es bald Zeit zur Abfahrt war, ein. Von dem entsetzlichen Aufruhr meines Innern, den schlaflosen Nächten war ich so ermüdet, daß ich mich in den Mantel hüllte, in die Ecke lehnte und einschlief. Der Schlaf konnte nur ein kurzer, unruhiger gewesen sein. Ich schlug die Augen auf, der Mantel fiel zurück, hell trat der Mond hervor und mir gegenüber auf dem Rücksitz erkannte ich — Weyhern! Er hatte eben so rasch mich erkannt, und sprach seine Verwunderung über meine nächtliche Fahrt aus. Er hatte in Steinberg einen Bekannten besucht und kehrte nun

nach D. zurück. Wir waren allein im Wagen. Meine Nerven waren durch die monatelange Unruhe im höchsten Grade angegriffen, und die letzten Tage hatten vollends dazu beigetragen, sie herab zu stimmen. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen. Ein Thränenstrom entstürzte meinen Augen, reden konnte ich nicht, krampfhaft hob und senkte sich die Brust, ich war in einem entsetzlichen Zustand und schämte mich dessen gerade vor diesem Mann. Wie aber benahm er sich? Jetzt erst erkannte ich die ganze Größe dieser edlen Natur. Zunächst beruhigte er mich wahrhaft zärtlich, dann brachte er mich zum Sprechen, ich verrieth mich mehr und mehr und kam endlich so weit, ihm Alles zu gestehen. Wie ihm das gelungen, vermag ich jetzt nicht mehr zu sagen, aber es war so.

Der treue Freund war nicht erzürnt, er fand auch meine Thorheit nicht lächerlich, zeigte mir aber, daß es eine Thorheit sei.

Er gestand mir, daß er Rosa geliebt, innig, heiß geliebt, daß er männlich dagegen gekämpft habe und es ihm nun gelungen sei, nach hartem Ringen seine Liebe zu dem herrlichen Weibe in die Bahn der Freundschaft zu lenken.

„Aber," warf ich ein, „was sollte das heißen, daß

Rosa Dich gerettet, daß sie Dir ferner helfen solle, und sie es auch versprach?"

„Mein Gott!" rief er aus, „als Du mich durch Dein Wesen von ihr verbanntest, und ich deshalb voller Verzweiflung dem Spiel mich in die Arme warf, sandte sie mir auf einem Zettel zwei Zeilen, ich trage diese immer bei mir, dadurch wurde ich gerettet!" —

Er holte aus einer kleinen goldnen Kapsel, die er an ebensolcher Kette auf der Brust trug, einen kleinen Zettel. Darauf stand von ihrer lieben Hand: „Versündigen Sie sich nicht gegen Gott und Ihre eigne edle Natur, indem Sie sich dem bösen Laster des Spiels ergeben. Ich vertraue Ihnen, Sie werden zu einem hohen Streben, zu anderen Zielen zurückkehren, ich werde Ihnen helfen, den Kampf zu bestehen. Waldrose."

Diese Worte hatten ihn von der Bahn der Sünde, als er dem Untergang nahe war, zurückgeführt. Schon hatte er einen Theil seines irdischen Vermögens verloren, das mochte gehen, aber seine moralische Kraft hatte auch zu wanken begonnen. Nun kam ich darauf, daß sie ihm, er ihr geschrieben.

„Ja," sagte er, „auch das sollst Du erfahren. Deinem Engel von Weibe trug ich eine Angelegenheit vor, die wie ein schwerer Druck auf mir lastete. Ich setzte ihr

das Verhältniß zu meiner Braut auseinander und sie hat entschieden, daß ich sie heirathen solle, es sei meine Pflicht, sie wolle auch ihr rathend zur Seite stehen. Doch das Alles ist nun später zu erörtern, Du mußt so bald als möglich zurück, damit sie sich nicht ängstigt. Wir sind gleich in O., da nimm frische Pferde und fahre heim."

Hatten Weyherns Reden mich entzückt, so gerieth ich nun in Angst und Sorge. Wenn Rosa den Brief, den ich zu Hause in meinen Schreibtisch gelegt hatte, statt morgen, heute Abend fände, und so die große Aufregung ihr nicht erspart würde? Aber sie hatte ja nichts in dem Schreibtisch zu suchen!

Wir hielten an. Ich bestellte gleich frische Pferde und Extrapost, vielleicht kam ich rechtzeitig zurück, und sie erfuhr nichts.

Weyhern bot sich zu meiner Begleitung an, ich lehnte sie ab; es konnte auffallen, aber morgen sollte er kommen.

So fuhr ich durch die Nacht, selig in der Ueberzeugung, daß mein Weib nicht aufgehört hatte, mich zu lieben, ich konnte nicht rasch genug vorwärts kommen.

Als der Wagen durch Steinberg rollte, sah ich in dem Hause des Arztes, der meinem Vater und auch uns stets in Krankheitsfällen rathend zur Seite gestanden hatte, Licht und dachte, da hat gewiß ein schwer Kranker

Hülfe verlangt; es war ja nun mitten in der Nacht. Je näher ich Steinthal kam, um so mehr klopfte mein Herz, Freude und Sorgen bewegten es.

Da bogen wir aus dem Walde. Ich erblickte das Pfarrhaus, die Fenster im unteren Stock waren hell erleuchtet. Was ist das? Ist das Kind krank oder Rosa, am Ende vor Angst und Schreck?

Wir kamen näher. Leute gingen aus dem Dorfe nach meinem Hause, es waren noch mehrere Fenster hell. Den ersten Mann, den wir trafen, frug ich voller Sorge, ob etwas Besonderes vorgefallen wäre? Der Mann konnte kaum antworten, die Stimme zitterte.

„Ach! Herr Pastor, Ihre liebe Frau ist gefallen!“

„Gefallen!“ rief ich, „und wo?“

Der Mann war fort, ich sprang aus dem Wagen und lief in das Haus, in die Stube.

Da, in meinem Zimmer, auf einem schnell hergerichteten Ruhebett lag das holde Weib, ohne die Augen aufzuschlagen. Der Arzt aus Steinberg saß neben ihr und hielt ihre Hände in den seinigen. Der Kopf war in feuchte Tücher gehüllt.

„Was ist geschehen,“ rief ich in Todesangst aus, „sagen Sie mir alles!“ — Der Doktor wollte nicht mit der Sprache heraus, endlich sagte er:

„Ihre Frau ist spät nach dem Zackenfall gegangen und dort gefallen.“

„Herr Gott!“ erwiederte ich, „sie ist wohl von oben herab gestürzt?“

Da trat das Mädchen herein, die mir auf dem Weg nach dem Flusse begegnet war. Sie erzählte, daß sie meine Bestellung der Frau mitgetheilt und ihr gesagt habe, wo sie mir begegnet sei. Später wäre das Kind unwohl geworden, Rosa habe einen Saft, den ich für das Kind in meinem Schreibtisch verwahrte, geholt, die Leute zu Bett geschickt und müsse dann im Mondschein mir entgegen gegangen sein. Vorher aber hätte sie noch mit Franz gesprochen. Derselbe sei von ihr nochmals nach Steinberg geschickt worden. Als er dann zurück gekommen und Rosa nicht zu Hause getroffen, sei er nach dem Zackenfall geeilt, woselbst er die arme Frau, ohne Bewußtsein liegend, gefunden habe. Mit Hülfe einiger jungen Leute, die er aus dem Dorfe geholt, war sie auf einer Bahre nach Hause getragen worden.

Rosa hatte nach dem Zackenfall den nächsten, aber beschwerlichsten Weg, der in einer halben Stunde dahin führt, eingeschlagen, während der gebahnte Weg zwei Stunden beanspruchte. Sie hatte gedacht, vielleicht noch eine Spur von mir zu finden, auch konnte sie von dort

den Fluß bald erreichen. Das arme Weib hatte jedenfalls den verhängnißvollen Brief gelesen! — Wohin ich mich gewendet, war ihr zweifelhaft geworden. Franz war mir auf dem Wege nach Steinberg, das Mädchen auf dem Wege nach dem Flusse begegnet, beide aber hatten die Stunde der Begegnung nicht anzugeben vermocht. So hatte sie, mich zu erspähen, Franz, den Vertrauten, nach Steinberg gesendet, und um Aufsehen zu vermeiden, selbst, als Franz gegangen war, den gefährlichen Weg nach dem Zackenfall unternommen.

Was hatte ich angerichtet! Meine Qualen waren namenlos. Am liebsten wäre ich selbst in den Tod gerannt, aber gerade die Größe des Unglücks erschütterte mich und schob die düstere Wolke von meinen Sinnen. Hier gab es nur das Eine zu thun, durch alle Mittel, die wir auffinden konnten, das Leben meines heißgeliebten Weibes zu retten.

Der Arzt versicherte, daß sie, außer am Kopfe, am übrigen Körper fast gar nicht verletzt sei, aber freilich die Erschütterung des Kopfes sei eine bedenkliche, er wolle mir nicht Hoffnungen machen, die sich wahrscheinlich nicht erfüllten.

Der brave Mann ließ nichts unversucht, was seine Kunst aufzubieten vermochte.

Franz, der kein Wort sprach, ritt nochmals nach Steinberg, um Medicamente, Blutegel und andere Hülfsmittel zu holen, er hatte das Pferd so wenig geschont, daß es eine halbe Stunde nach seiner Rückkehr todt im Stalle niederstürzte. Er sagte nichts zu seiner Entschuldigung. Er fand es natürlich, für Rosas Genesung Alles zu opfern und hätte, wenn es der Arzt verordnete, wohl das Haus in Brand gesteckt. Das gefiel mir, dadurch kam er meinem Herzen nun um so näher.

Die schreckliche Nacht endete. Der Arzt verließ uns mit dem Versprechen, sobald es seine Zeit erlaubte, wieder zu kommen. Anordnungen ließ er zurück.

Gegen Morgen kam Weyhern. Der Mann war bleich wie ein weißes Tuch, auch sprach er nicht, setzte sich zu mir, an Rosas Bett. Er hatte schon in Steinberg den schrecklichen Vorfall erfahren. Treu stand er mir zur Seite, die Tante war bei der Pflege wenig zu gebrauchen, sie jammerte immer fort.

So vergingen ein Paar Stunden. Da wurde offenbar der Athem der Dulderin unruhiger, ihre Lippen bewegten sich, sie schlug die Augen auf. Aus diesen Augen fiel ein Blick auf mich, den ich niemals vergessen werde!— Unendliche barmherzige, himmlische Liebe lag darin, und ich hatte sie nicht verdient!

Hätte ich mich verbergen können vor diesem durchdringenden Strahl überirdischen Glanzes, denn es war schon der zur höchsten Verklärung übergehende Geist, der aus den glänzenden Augen ein letztes Lebewohl winkte! Den Mund umspielte ein seliges Lächeln. Ach! ich schaute auf das liebe Engelsangesicht und konnte die rinnenden Thränen nicht halten, sie fielen nieder auf die schneeweiße Hand. Da regte sich diese. Langsam erfaßte sie die meine, ich legte beide Hände auf die ihren, sie waren kalt. Der Athem stockte, — noch ein tiefer Seufzer und das Leben meines theuren Weibes war entflohen! — — —

Tage des Schmerzes, der Verzweiflung, der Reue folgten. Ich weiß nicht, wie ich sie überstanden, wenn Weyhern nicht auch hier sich treu und ausharrend bewiesen hätte.

Durch Franz und ihn erfuhr ich, daß Rosa, als ich ihr herzlos die Bitte, den Freund nach R. zu schreiben und wo möglich von dem Spiel abzuziehen, dreimal abgeschlagen hatte, in die größte Seelenangst gerathen wäre. Ihr reines, edles Gemüth konnte nicht begreifen, wie ich einen Menschen ohne Warnung, ohne mögliche Hülfe auf der Bahn des Lasters ziehen lassen könne. Sie berieth sich, nachdem ich ihr auch noch streng verboten, den Namen des Freundes je wieder zu nennen, mit Gott,

und kam zu dem Entschluß, den kleinen erwähnten Zettel an Weyhern abzuschicken. Als sie Franz denselben übergab, freute sich derselbe und sagte:

Er könne sich denken, was darinnen stehe, er habe das Gespräch zwischen ihr und mir mit angehört, es sei rechtschaffen von ihr, wenn sie, da ich die Hand zurückziehe, dem braven Herrn die ihre reiche, um ihn aus dem Abgrund aufzuhelfen.

Was in den beiden andern Briefen stand, wurde schon erzählt. Ich fand Alles bestätigt, was Weyhern mir mitgetheilt hatte.

Wenn ich nun auch nie wieder glücklich wurde, so kam doch mit der Zeit Ruhe in meine Brust. Ich gelangte mit Hülfe Weyherns dahin, meinem Beruf von neuem zu leben und dieser, wie die Erziehung meines Kindes wurden nun meine einzige Lebensaufgabe.

Weyhern, der sich auch eine gewisse Schuld an dem Unglück beimaß, indem er meinte, er hätte Rosa nicht um Hülfe anrufen und dadurch meiner wachen Eifersucht Nahrung geben sollen, nahm den Abschied aus dem Militärdienst. Seine Seele war zu unruhig bewegt und suchte Klarheit zu erlangen. Deshalb begab er sich auf Reisen.

Während dieser Zeit kam seine Braut in mein Haus.

Sie erfuhr Alles, was sich begeben hatte und ging mit Ernst daran, ihr inneres Leben zu veredeln, was ihr auch nach manchem Kampfe gelang.

Nach zwei Jahren kehrte Weyhern, der aber für die Welt, wo er sich nun niederzulassen gedachte, seinen Namen Weyhern in Wöhler verwandelte, zu uns zurück. Er meinte, er habe den Namen abthun müssen, es sei ihm, als habe er damit ein böses Stück aus seinem Leben abgestreift. Das erfuhr jedoch in unsrer Gegend Niemand außer mir.

Von der Reise brachte er mir eine Gabe mit, welche mich unendlich erfreute, ja dem Glück verwandte Empfindungen in mir hervorrief.

In Rom, wo er sich längere Zeit aufhielt, hatte er einen befreundeten Maler getroffen, und unter dessen Leitung die Zeit der Anwesenheit benutzt, seine Studien in der Malerei zu fördern. Die köstlichste Frucht seines Strebens war ein Bild meines geliebten Weibes, was er aus dem Gedächtniß gemalt hatte. Wie tief und innig ihre Erscheinung ihm eingeprägt sein mußte, ging aus der lebenswarmen Aehnlichkeit, die nicht lieblicher aufgefaßt werden konnte, als sie eben war, hervor. Voll stiller Wehmuth weidete er sich an meiner Freude.

Bei der Uebergabe des Bildes in meine Hände stellte

er die Bedingung, daß das Bild, welches Rosa in ihrem geliebten Wald, mit einem Rosenstrauß in der Hand darstellte, wenn ich eher mit Tode abginge als er, nach meinem Tode in seine Hände zu legen sei, bis auch er stürbe, wo es wieder in den Besitz meiner Tochter gelangen sollte.

Die Stätte, wo mein theures Weib verunglückte, war von Franzens treuen Händen lieblich umgestaltet worden.

Vermittelst vieler Mühe und Sorgfalt gelang es ihm durch Erde, die er zwischen die Zacken gesenkt, Rosen aus kargen Felsen zu locken, ein Sinnbild meiner Rosa, deren Liebe ja auch so reich war, daß sie ein verarmtes Herz dahin brachte, daß auch in ihm, obgleich spät, die Blumen der wahren, göttlichen Liebe, die sich der Nebenmenschen ohne Eigennutz annimmt, aufblühten.

Den Grabhügel, wo ihre theure Hülle ruht, hatte ich, wie sie früher oft ausgesprochen, nur mit Blumen und Epheu geschmückt. Ein einfaches Marmorkreuz sollte ihren Namen tragen. Franz ließ es sich aber nicht nehmen, der geliebten Herrin ein Denkmal zu meiseln und dasselbe am Kopfende aufzustellen. Es ist dem guten, braven Burschen trefflich gelungen.

Weyhern verließ uns und verheirathete sich mit seiner

Braut kurze Zeit nachher. Es sind nun Jahre verflossen, seit wir geschieden leben. Wir haben uns nicht wieder gesehen.

Ein Jahr nach seiner Hochzeit, schrieb er mir, daß ihm ein Sohn geboren worden, und daß er in seiner Stellung zu K. nicht gerade Veranlassung zu Unzufriedenheit finde. Daß auch ihm das Glück nicht unbefangen lächelte, las ich zwischen den Zeilen. Sein Gemüth, so kräftig es im Handeln sich zeigte, war sehr zart in Allem, was den Rechtssinn und das Gewissen anlangte. Er klagte sich an, wo Andere vom eignen edeln Thun überzeugt gewesen wären.

Was seine ganze Erscheinung beim ersten Sehen versprach, hat sie, trotz kurzer Abirrungen vom rechten Wege, gehalten. Er ging siegreich aus den Anfechtungen hervor, wenn auch die Kämpfe schwer genug beseitigt wurden.

Gott lohne ihm und den Seinen, was er an mir gethan!

Hier endete die Erzählung des Pfarrers, die auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbrachte. Aus Allem ging hervor, daß mein Vater und der oft erwähnte Weyhern, diese ideale Natur, die er bis zu seinem Tode be-

wahrte, sich als eine und dieselbe Person erwies. Welche reiche, aber trübe Vergangenheit hatte er hinter sich gehabt!

War seine Gestalt, sein Wesen mir immer groß erschienen, jetzt wuchs der Glanz und breitete sich in meinem Innern aus. Auch die Mutter, welche eine treffliche Hausfrau, sorgende, liebevolle Gattin geworden war, erschien mir in rührender Gestalt, ihr bleiches, krankes Gesicht sah mich, wie sonst, zärtlich an.

Schön aber und strahlend über Allen stand die holdselige Erscheinung der Waldrose vor meinem geistigen Auge. Die Einbildungskraft wurde ganz von dem lieblichen Bilde festgehalten und es war mir fast unangenehm, als der alte Franz, der bisher in tiefen Schlaf versunken war, erwachte. Er sah mich fragend an und als ich ihm sagte, daß ich das Lesen beendet habe, meinte er, indem er auf die Blätter deutete und mir die Hände entgegen hielt, damit ich ihm diese hineinlegen sollte: „Nicht wahr, das wiegt schwer, so schwer, daß es wohl ein starkes Herz brechen könnte?“ — —

Wir machten uns nun auf den Rückweg und nahmen jenen, welchen Waldrose, als sie ihren Mann zurückzuhalten gedachte, wählte. Er war jetzt besser im Stande und Steinthal viel näher, da der andere, den man der

Naturwunder wegen einschlug, einen großen Bogen beschrieb. Unterwegs erzählte mir Franz beständig von dem segensreichen Wirken des Pfarrers, ihres Gatten.

Er war das Muster eines Landgeistlichen geworden. Die Glieder seiner Gemeinde betrachtete er wie Kinder und nahm sich ihres Kummers und ihrer Leiden an. Die Wohlthätigkeit trieb er soweit, daß er oft selbst Mangel litt. Seine ganze dem Seelsorgeramt entbehrliche Zeit, alle seine Kräfte, ordnete er dem Dienst der Nebenmenschen unter, er that es häufig unter Umständen, daß seine eigne Gesundheit darunter litt und wenn Franz darauf aufmerksam machte, pflegte er wohl zu sagen, daß er der Gemeinde in Rosa die sorgende Mutter genommen habe, nun müsse er auch ihre Stelle ersetzen. Was ein christlicher Prediger im wahren Sinne des Wortes zu leisten vermag, zeigte er, und die Früchte, die er säete, blieben nicht aus. Das Dorf zeichnet sich bis heute weit und breit durch gute Sitte und kirchliches Leben aus.

So mochte es an die acht Jahre gegangen sein, da begann seine Gesundheit zu wanken. Bei einem heftigen Schneewetter, schon unwohl, ließ er sich nicht abhalten, dem Ruf eines Kranken, der sich nach geistlichem Trost sehnte, zu folgen. Eine schwere Krankheit warf ihn nie-

der, er genas nicht, nach Verlauf einiger Wochen betteten wir ihn neben seine liebe Frau.

Auf meine Fragen erfuhr ich weiter, daß Weyhern der Tod des Pfarrers gemeldet worden, worauf dessen Frau das Bild der Waldrose abgeholt, aber bald sei es wieder in die Heimath gekommen, da das Weyhernsche Ehepaar, in kurzer Zeit, einem bösen Nervenfieber erlegen wären. — —

Die Stelle des Pfarrers wurde durch einen jungen Prediger besetzt, der sich den Beruf gleichfalls in pflichttreuer Weise widmete.

Die Mütter, welche heirathsfähige Töchter besaßen, wünschten ihn an eine derselben zu verheirathen. Er wirthschaftete jedoch sechs volle Jahre mit einer alten Haushälterin.

Während dieser Jahre war nun unsere liebe Rosa, die Tochter Waldrosens, zur Jungfrau herangereift. Sie wohnte mit der alten Tante in Steinberg.

Wenn sie auch mehr dem Vater, als der Mutter im Aeußeren glich, war sie doch ein liebes, feines, verständiges Mädchen geworden. Die frohe Lebensfrische der Mutter fehlte ihr. Das Kind hatte viel Liebe, aber auch viel Trauer um sich gesehen, denn die Tante konnte sich über Waldrosens Tod nicht zufrieden geben und der Va-

ter war gewöhnlich, wenn er sich zu Hause befand, in sehr wehmüthiger Stimmung. Dem jungen Prediger gefiel nun aber gerade das Fräulein, wie sie war. Er verlobte sich mit Einwilligung seiner Eltern und Rosas Tante, mit ihr, der Verlobung folgte später die Hochzeit.

Das liebe Paar war sehr glücklich, aber, nachdem wieder ein Töchterchen das Licht der Welt erblickt hatte, kränkelte die junge Mutter und siechte dahin. Schon als der dritte Frühling erschien, trugen wir auch sie hinaus auf den Friedhof.

Im Herbst folgte die alte Tante den Vorangegangenen. Lebensmüde, aber ergeben in den Willen des Höchsten, der ihr am Abend des Lebens schwere Prüfungen auferlegt, schied sie von uns.

Der Herr Pfarrer nahm nun eine ältere Anverwandte in das Haus. Gegenwärtig ist dieselbe verreist, er konnte sich nicht zu der Wahl einer zweiten Lebensgefährtin entschließen.

Das Töchterchen des so bald getrennten Ehepaares hatte in der heiligen Taufe ebenfalls den Namen Rosa erhalten. Sie ist das Ebenbild der Großmutter geworden, sowohl äußerlich als auch im Innern und deshalb hat man ihren Namen gleich dem der Großmutter in Waldrose umgestaltet. „Nun, Herr,“ schloß er, „Sie haben

das Fräulein selbst kennen gelernt, hat man da nicht seine wahre Herzensfreude daran?"

Der alte Mann hatte es getroffen, ich hatte meine Herzensfreude daran und zwar im höchsten Maße.

Das Bild der ersten und der zweiten Waldrose wob sich zu einem in meiner Seele zusammen und wie sie geistig vor mir schwebte, stand sie nun plötzlich in Wirklichkeit da. Wir hatten die Pfarrwohnung erreicht.

Der alte Franz wollte gehen, aber Rosas schmeichelnde, süße Stimme lud ihn zum Bleiben ein, da er doch noch nicht zu Mittag gegessen habe und es ohnedies spät geworden wäre.

„Es giebt heute Dein Leibgericht," setzte sie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Franz, auf diese Weise strafe ich Dich."

Der Alte sah sie ganz beglückt an und folgte uns in das Haus. Heute war überhaupt die Essenszeit verlegt worden, da auch Rosas Vater später denn sonst, wegen der am Morgen angetretenen Tour zu erwarten war. Er kam eine halbe Stunde nach uns zurück und begrüßte mich auf das Herzlichste.

Nach Allem, was ich erfahren hatte, konnte ich nicht daran denken, heute abzureisen, weshalb ich einen Bo-

ten nach Steinberg sendete, damit Frau Gutmann allein zurückfahren möchte.

Nachmittag und Abend gingen rasch vorüber, ja der nächste Tag neigte sich schon seinem Ende zu und noch hatte ich nicht Gelegenheit gefunden, mit dem Pfarrer über die nahen Beziehungen zu seinem verstorbenen Schwiegervater zu sprechen. Etwas mußte geschehen. Denn — als ein dem Hause ganz Fremder hätte ich die Gastfreundschaft nicht so lange, wie es schon geschehen, beanspruchen dürfen.

Freilich waren Rosa und ich uns schon nicht mehr so fremd. Ein Paar ganze Tage vereint verlebt, bringen oft näher, als der jahrelange, eingeengte Umgang unserer geselligen Kreise. Sympathische Naturen verstehen sich bald.

An manchen, nur dem Liebenden erkennbaren Zeichen konnte ich wahrnehmen, daß auch ich ihr nicht völlig gleichgültig war. Meine Leidenschaft wuchs und mit ihr eine Kühnheit, wie ich sie früher mir nicht zugetraut hätte.

Es war der vierte Abend und ich noch immer anwesend.

Der Oberförster nebst Frau und Sohn kamen zum Besuch und blieben mehrere Stunden im Pfarrhause.

Rosa war als Wirthin reizender denn je, sie sang den Abend so hold und innig wie nicht zuvor und ich Glückseliger wagte mir zu gestehen, daß die Liebe zu mir ihren Gesang durchzittere. Ach! es war eine köstliche Zeit!

Der junge Milde sah freilich recht trübselig drein, er mochte ahnen, daß für ihn nun alles vorüber wäre. Seine Gestalt erschien noch gebeugter als sonst, die Wangen geröthet, das Auge groß und heiß. Der arme junge Mann that mir leid. Schon körperlich gebrochen in der Blüthe der Jahre sollte ich ihm nun den schwersten Schlag versetzen, sollte ihm das Herz brechen!

Die Leute erhoben sich, um nach Hause zu gehen. Der Abend war schön, Rosa meinte, wir wollten sie ein Stück begleiten.

Der Pfarrer blieb, wir gingen beide mit.

Als nun die Familie des Oberförsters uns gute Nacht gesagt hatte und wir beide allein dahin wandelten im klaren Mondschein, flutheten süße Empfindungen in mir auf und nieder. O! dieses erste, selige „Allein", das zwei liebenden Herzen gestattet wird! Niemand vermag es zu beschreiben, nur nachempfunden kann es werden. Der Sturm meiner zurückgehaltenen Gefühle brach sich Bahn, ich bekannte Rosa meine Liebe. Flüsternde Worte verkündeten mir das Glück der Gegenliebe. Hand in Hand

gingen wir nun, verloren in Schweigen. Die Augenblicke waren zu heilig, um durch Reden unterbrochen zu werden. Unsere Seelen feierten ein Auferstehungsfest, das Auferstehungsfest der reinen Liebe.

Das Pfarrhaus lag vor uns. Wir traten ein, ich führte Rosa dem Vater zu und warb mit zitternder Stimme um das liebliche Mädchen.

Der Vater war überrascht von der schnellen Entwickelung unsrer Liebe. Ich solle ihm nur etwas Zeit lassen, sich mit dem so Unerwarteten vertraut zu machen.

An Abreise dachte ich den nächsten Tag nicht mehr. Zwischen mir und Rosas Vater wurden meine persönlichen Angelegenheiten besprochen. Er setzte bald Vertrauen in mich und führte mir die Geliebte als meine verlobte Braut zu.

Den Abend folgten die Erörterungen, welche Bezug hatten auf das von mir gelesene Manuscript, mit welchem Franz nun auch den Pfarrer bekannt gemacht hatte. Der Pfarrer, wie Rosa geriethen in hohes Erstaunen über die seltsame Verkettung der Verhältnisse, in welchem meine Eltern zu Rosas Verwandten gestanden hatten.

Die Fügung des Himmels schien uns recht sichtbar aus Allem hervorzugehen. War es nicht die befriedigendste Lösung des tragischen Geschickes, daß ich, Weyherns Sohn,

die Enkelin Waldrosens, die ihr so ähnlich sah, als geliebtes Weib heimzuführen bestimmt war?

Viel und lange hatten wir uns zu erzählen, und es rührte den Pfarrer, wie Rosa tief, was ich von meinen Eltern mittheilte. Dabei erwähnte ich auch, daß mein Vater den Garten seines Hauses ganz so angelegt, wie den, welcher hier zum Pfarrhause gehörte. —

Wir wanderten nach dem Friedhof, nach der Hexenburg, dem Zackenfall und Waldrose. Dort ehrten wir das Andenken der Verblichenen.

Franz lebte auf vor Freude, er konnte es gar nicht fassen, daß ich, der Sohn Weyherns, der glückliche Bräutigam dieser holden Waldrose sei, aber dann meinte er wieder, er habe doch gewußt, daß ich mit zu den lieben Menschen gehöre, er habe es ja gesagt, daß ich ihn an eine bekannte Persönlichkeit erinnere.

Rosas Tante kehrte nun zurück. Die würdige Dame befreundete sich rasch mit den neuen Verhältnissen.

Der Oberförster und dessen Frau brachten uns die herzlichsten Glückwünsche. Sie hatten wohl die leidenschaftliche Neigung ihres Sohnes nicht gekannt, und wenn es war, konnten sie ja nie an eine Erwiderung derselben denken. Der Sohn war abgereist. Er wollte mehrere Wochen abwesend bleiben, wurde jedoch unter-

wegs krank und erlag dem Leiden, was seine Gestalt und sein Gesicht deutlich genug verrathen hatten. Auch die beiden Cousinen, welche ich am ersten Tage meines Aufenthaltes in Steinthal kennen gelernt hatte, erschienen mit den Eltern, um Glück zu wünschen.

Als ich das erstemal in meine Junggesellenwohnung, denn „Heimath" war mir nun der Ort geworden, wo meine Rosa sich befand, zurückkehrte, traf ich meine Wirthin mit Frau Gutmann im Gespräch begriffen an. Die Nachricht meiner Verlobung hatte ich ihnen schon mitgetheilt. Die Beiden begrüßten und beglückwünschten mich auf das herzlichste und Frau Gutmann rief lachend: „Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, meine Prophezeihung ist doch eingetroffen, die Fahrt, welche Sie mit mir unternahmen, hat Ihnen Glück gebracht, sie ist zur Brautfahrt geworden!" — —

Das Glück, was ich in Rosa zu finden hoffte, wurde mir in der Ehe im reichen Maße zu Theil. Täglich preise ich Gott und danke ihm für Alles, was er an mir gethan hat.

Zwei prächtige Knaben tummeln sich, während ich schreibe, draußen vor den Fenstern meines eignen, vom Garten umgebenen Hauses, umher. Ein liebes Töchterchen, von dem die Leute meinen, es sehe meiner Frau

und doch auch mir ähnlich, sitzt neben mir auf dem Fußschemmel und beschäftigt sich mit den ersten Versuchen in weiblichen Arbeiten, die ich, wenn sie fertig geworden, kritisiren soll. Die noch immer schöne, frische Waldrose, meine liebe Frau, wandelt durch den Garten und pflückt Rosen. Sie denkt, ich sehe es nicht, denn morgen ist mein Geburtstag und da werden überall Blumen aufgestellt. Die schönsten Rosen aber werden stets um der Großmutter Bild, das nun meinem Weibe gehört, geflochten; so hab' ich es bestimmt. Die Knaben hören auf zu spielen, sie helfen der Mutter; es ist ein gar schönes Bild, was ich da vor Augen habe.

Der alte Franz ist todt. Er ruht in der Nähe des von ihm gefertigten Denkmals. Der Pfarrer aber und Oberförsters sind noch wohl auf, sie kommen morgen, um das Fest feiern zu helfen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.







Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.